



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
Main Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2011

---

**[Rezension]: Henrik Wallheim : En underbar berättelse om ridderliga äventyr. V.F. Palmblad och den romantiska romanen. Hedemora 2007**

Müller-Wille, Klaus

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-56500>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Müller-Wille, Klaus (2011). [Rezension]: Henrik Wallheim : En underbar berättelse om ridderliga äventyr. V.F. Palmblad och den romantiska romanen. Hedemora 2007. *European Journal of Scandinavian Studies*, 41(2):184-188.

## Rezensionen

ELIZABETH ASHMAN ROWE: *The Development of Flateyjarbók*. Iceland and the Norwegian Dynastic Crisis of 1389. (The Viking Collection: Studies in Northern Civilization, 15) Odense: The University Press of Southern Denmark, 2005. 486 S.

Die von Elizabeth Ashman Rowe vorgelegte umfangreiche Monographie beschäftigt sich mit der Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte des größten isländischen Pergamentcodex aus dem 14. Jh., der *Flateyjarbók* (Gks 1005 fol). In der Einleitung wird deutlich, dass sich die Untersuchung auf das literarische Entstehungsmilieu der *Flateyjarbók* konzentriert und dabei die Entstehung dieses Codex Ende des 14. Jhs. in den einzelnen Schritten der Beschreibung nachgezeichnet werden soll. Die weiteren Textveränderungen der *Flateyjarbók* ab dem 15. Jh. werden folglich nicht diskutiert. Ashman Rowe folgt Ólafur Halldórsson<sup>1</sup> in der Annahme, dass die *Flateyjarbók* von einem der wohlhabendsten Isländer seiner Zeit, Jón Hákonarson í Víðidalstungu, als Geschenk für den norwegischen König Óláfr Hákonarson in Auftrag gegeben wurde. Der Schreiber Jón Þórðarson begann im Herbst 1387 mit seiner Arbeit. Als bekannt wurde, dass König Óláfr erst 17jährig verstorben war, ließ Jón Hákonarson die Handschrift für sich selbst weiter bearbeiten. Diese Arbeit wurde im Laufe des Jahres 1388 von dem zweiten Schreiber Magnús Þórhallsson fortgeführt, der auch für die Illuminationen und Rubrikationen zuständig war. Die *Flateyjarbók* beinhaltete zunächst die von Jón Þórðarson kopierte *Óláfs saga Tryggvasonar hin mesta* und die von ihm unvollendet gelassene *Óláfs saga helga* von Oddr Snorrason. Jón Þórðarson erweiterte die zwei *Óláfs sagas* mit je sechs Þættir und weiterem Material. Magnús Þórhallsson fügte ab 1789 jeweils vor und nach den zwei *Óláfs sagas* insgesamt zwei weitere Königssagas, poetische Texte, Þættir und anderes Material ein.

Detaillierte Untersuchungen zum Entstehungs- und Überlieferungsprozess einzelner mittelalterlicher isländischer Handschriften existieren kaum, da diese Handschriften in der Regel anonym überliefert wurden.

---

<sup>1</sup> „Áf afmæli Flateyjarbókar.“ und „Af uppruna Flateyjarbókar.“ in: Sigurgeir Steingrímsson et al. (Hg.) *Grettisfærsla: Safn ritgerða eftir Ólaf Halldórsson, gefið út á sjötug-afmæli hans*, 18. April 1990, Rit. 38. Reykjavík.

Die *Flateyjarbók* nimmt eine Sonderstellung ein, da sie zahlreiche Informationen zu ihrer Entstehung und Überlieferung gibt.

Das Ziel der Verf. ist es, die Arbeit der beiden Schreiber, die sie als editorische Projekte bezeichnet, in ihrem jeweiligen Entstehungskontext zu erfassen und zueinander in Beziehung zu setzen. Sie macht deutlich, dass sie eine von postmodernen Theorien geprägte Zugangsweise vertritt, die auf Detailbeobachtungen zu den Entwicklungsmomenten der *Flateyjarbók* Ende des 14. Jhs. zielt. Letztlich geht sie davon aus, dass die *Flateyjarbók* auf individuellen Perspektiven der Schreiber und des Auftraggebers basiert: “Flateyjarbók is a manuscript written by and for specific individuals at a specific moment in history, and thus its collection of texts is far more intelligible when it is understood as the result of the dialogue between these individuals and their patron at this time and this place, rather than as the result of some disembodied encyclopedic impulse.” (S. 28). Sie gibt vor methodisch eine Kombination aus Geschichtswissenschaft und Quellenkritik benutzen zu wollen. Dabei nimmt sie in der Einleitung bereits vorweg, dass sie keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, da die Ergebnisse nie ganzheitlich einer Annahme folgen werden. In diesem ersten Kapitel wäre eine detailliertere und kritischere Darstellung ihrer Untersuchungsmethoden wünschenswert gewesen, ebenso fehlt eine ausführliche Auseinandersetzung mit relevanten Ansätzen und Ergebnissen der bisherigen Forschung zur *Flateyjarbók*. Dies führt im weiteren Verlauf der Untersuchung dazu, dass die aus Detailbeobachtungen gewonnenen Ergebnisse an allgemein formulierte historische Gegebenheiten angebunden werden und die Ergebnisse auch nicht in einem forschungshistorischen Zusammenhang diskutiert werden.

Die eigentliche Untersuchung vollzieht sich in sechs Kapiteln, wobei die Kapitel aufeinander aufbauen und am Ende jedes Kapitels ein Resümee erfolgt. Durch dieses Vorgehen und die Strukturierung der einzelnen Kapitel kommt es zu zahlreichen inhaltlichen Wiederholungen, da neue Ergebnisse mit bereits Bekanntem immer wieder in Verbindung gebracht werden. Der familiäre Kontext des Auftraggebers Jón Hákonarson wird z. B. in Kapitel fünf, sieben und acht wiederholt präsentiert und dann in Bezug zu den jeweiligen Ergebnissen gedeutet.

Die Verf. untersucht in Kapitel zwei und drei Jón Þórðarsons Versionen der *Óláfs saga helga* und der *Óláfs saga Tryggvasonar* sowie die jeweils hinzugefügten Texte. Anhand der jeweiligen Textbearbeitungen seien Rückschlüsse auf ein hintergründiges editorisches Programm möglich, wobei die *Óláfs saga Tryggvasonar* und die *Óláfs saga helga* keine absolute Konsistenz bezüglich dieses hintergründigen Programms aufweisen würden. Kapitel vier analysiert die der *Óláfs saga Tryggvasonar* vorangestellte *Eiríks saga víðförla* und unterstreicht Jón Þórðarsons Vorliebe für Heiligenlegenden und typologische Darstellungen. Am Ende von Kapitel vier erfolgt eine Zusammenfassung der bisherigen Ergebnis-

se. Die Aussage von Jóns Werk ist der Verf. zufolge, dass Óláfr Tryggvason und Óláfr Haraldsson als christliche Herrscher bessere Vorfahren und größere Helden sind, als die heidnischen Helden es waren. Sie erkennt, dass Jóns bearbeitete Texte kein einheitliches Ganzes bilden und von Widersprüchen im Detail geprägt sind. Das liegt der Verf. zufolge an den Vorlagen und der mittelalterlichen Gewohnheit des diskontinuierlichen Lesens. Sie argumentiert damit, dass das Mittelalter von Inkohärenz geprägt war.

Ab Kapitel fünf bis acht folgt die Darstellung der Arbeit von Magnús Þórhallsson. Zunächst geht es in Kapitel fünf um die von ihm hinzugefügten Königssagas, dann in Kapitel sechs und sieben um das eingefügte Material am Anfang und Ende der *Flateyjarbók*, und in Kapitel acht schließlich um die Illuminationen. Insgesamt kommt die Verf. bis Kapitel sieben dabei zu folgenden Ergebnissen: Die Auswahl der Texte in der *Flateyjarbók* gehe auf den Auftraggeber zurück, aber individuelle Bearbeitungen und Hinzufügungen auf die Schreiber. Darin komme Magnús' gegensätzliche Sichtweise zu Jóns Programm zum Ausdruck. Beide Schreiber würden unterschiedliche Techniken nutzen um ihre Texte zu bearbeiten, z. B. fokussiere Jón als strukturierendes Element auf Raum (Größe Norwegens) und Typologie, Magnús fokussiere dagegen auf Zeit und Genealogie. Die Verf. erkennt Jóns Vorliebe für mündliche Quellen und Magnús' Vorliebe für schriftliche Quellen: "Jón is concerned with the state of the reader's soul, which he hopes to affect by means of a discourse that presents itself as oral; Magnús (again, arguably sincerely) is concerned with the veracity of the saga, which is guaranteed by the identity of its author and its transmission in writing." (S. 344). Jóns Ziel sei, wie im Prolog zur *Eiríks saga víðförla* dargestellt, moralische Belehrung; dagegen sei Magnús Ziel, wie dem Prolog zur *Sverris saga* zu entnehmen ist, die Weiterführung und Erhaltung der historischen Aufzeichnungen. Jón Hákonarsons Interesse für die norwegische Königsgeschichte führt die Verf. auf dessen Großvater Gizurr galli zurück, der im Dienste König Hákon Magnússons (1299–1319) stand. Außerdem treten in den von Magnús hinzugefügten Sagas entfernte Verwandte von Jón Hákonarson auf, was die Herkunft seiner Familie vorteilhaft unterstreiche: "If Jón's manuscript were merely enormous and richly decorated, it could serve as a marker of nothing more than his wealth, but the fact that it includes the texts containing the names and deeds of his "heroic ancestors" makes it into an ostentatious assertion regarding his own aristocratically learned interests, and even more importantly, the age and noble origin of his line – an assertion that is ostentatious precisely to the degree that his family's rise to prominence was known to be recent." (S. 348). Die *Flateyjarbók* dient der Verf. zufolge als Status- und Prestigesymbol für Jón Hákonarson. Zu den bisherigen Ergebnissen der verschiedenen editorischen Programme der Schreiber und den Einfluß ihres Auftrags-

gebers darauf stellt die Verf. fest: “The multiple meanings of *Flateyjarbók* for its scribes and patron, both as it was being produced and after it was largely complete, show it to be a site of public engagement, private reading and textual debate.” (S. 349). Die Ergebnisse führt Ashman Rowe auf eine Deutung des *Flateyjarbók*texts durch einen Kontext zurück, der die Familiengeschichte Jón Hákonarsons in den Mittelpunkt stellt. Eine weitere interessante Deutung der editorischen Arbeit wäre aber im Hinblick auf die Schreibermilieus und deren jeweilige Schule geboten. Textintentionen müssten so nicht nur auf die Interessen und Fähigkeiten der Schreiber zurückgeführt werden, sondern auch auf deren Ausbildung, Schule und Lehrmeister.

In Kapitel acht wird auf Magnús Arbeit als Illuminator und Rubrikator der *Flateyjarbók* eingegangen, die neben *Stjórn* und *Jónsbók* die einzige erhaltene isländische illuminierte Handschrift des Mittelalters ist. Das Ergebnis der vorliegenden Untersuchung ist, dass Magnús durch variierende Größe, Technik und Motive der Initialen die Texthierarchie zu markieren versucht. Eine umfangreiche Übersicht zu den einzelnen Initialen und den jeweils folgenden Textinhalten findet sich im Anhang.

Anschließend folgt eine generelle Zusammenfassung der Ergebnisse dieser Untersuchung zur Entwicklung der *Flateyjarbók* Ende des 14. Jhs. Diese setzt die Verf. mit politisch-historischen Ereignissen in Verbindung. Ihrer Meinung nach ging es im 14. Jh. durch die veränderte politische Situation darum, über eine Vergangenheit zu schreiben, die die Schwächen des Jetzt korrigiere und eine hintergründige Kritik an der Regentin Margrete (1388–1412) übe: “This recreated past asserted the bond between king and Icelander, a bond potentially recoverable precisely because it was both historically and spiritually ‘true’. The Ólaf-sagas of *Flateyjarbók* are textual weapons in the struggle against cultural alienation and geographic distance. Copied with contemporary spelling, they seek to bridge the linguistic gap between Icelanders and Norwegians; [...]” (S. 397). Jón Þorðarson schrieb Ashman Rowe zufolge ein Handbuch für den norwegischen König Óláfr, wie Island als Teil des norwegischen Reichs zu behandeln sei und gebe als unterschwellige Empfehlung die Identifizierung des jungen Königs mit Óláfr Haraldsson. Nachdem dieser verstarb und gemäß der Verf. der ursprüngliche Zweck des Auftraggebers damit verschwand, bestünde der neue Zweck darin, die Verhältnisse der Vergangenheit in den weiteren Textbearbeitungen zu memorialisieren. Die Verf. spielt auch die Möglichkeit durch, dass die *Flateyjarbók* im Ausgangspunkt ausschließlich für Jón Hákonarson angefertigt worden sein könnte und der von Jón Þorðarson geschriebene Teil dann als moralische Lehre für seinen Auftraggeber gelesen werden könnte. Einerseits hätte die Verf. dieser Möglichkeit ausführlicher nachgehen können und andererseits zeigen ihre Ergebnisse auch die Schwächen ihrer Ausführungen. Denn es ist bei mittelalterlichen Handschriften auch im Detail durchaus

unklar, wie frei die Schreiber in ihrer Arbeit von den Vorgaben und der Kontrolle des Auftraggebers waren.

Kapitel neun erläutert die weitere Überlieferungsgeschichte und die Editionen der *Flateyjarbók* unter den jeweiligen historisch-politischen Hintergründen. Besonders im Vordergrund steht dabei die Flateyjarbók-Edition von Finnbogi Guðmundsson und Vilhjálmur Bjarnar, die unter der Aufsicht von Sigurður Nordal 1944 entstand. Die Verf. bringt hier zwei einschneidende Punkte in der Geschichte Islands mit der Geschichte und Bedeutung der *Flateyjarbók* in Verbindung, dabei ging es jeweils um eine Form der Erinnerung und Identität: Ende des 14. Jhs. um die Erinnerung an die zurückliegende norwegische Königsgeschichte und 1944 um die Erinnerung an die mittelalterlichen Handschriften, als jeweils wichtigen Aspekt der isländischen Identität. Dies ist zwar ein interessanter Vergleich, für die Untersuchung wäre aber möglicherweise ein Eingehen auf die Textveränderungen der *Flateyjarbók* im 15. Jh. relevanter gewesen. Das letzte Kapitel zehn enthält einen umfangreichen Appendix.

„The Development of Flateyjarbók...“ ist ein bereichernder und interessanter Forschungsbeitrag zur Flateyjarbók-Forschung im Speziellen und zur Sagaforschung im Allgemeinen, da auf die Überlieferungspraxis und die von Inkohärenz, und individueller Bearbeitungspraxis geprägten mittelalterlichen Texte aufmerksam gemacht wird.

Kiel

KATHARINA SEIDEL  
(k.seidel@nord-inst.uni-kiel.de)

EINAR SIGURÐSSON Í EYDÖLUM: *Ljóðmæli*. Jón Samsonarson og Kristján Eiríksson bjuggu til prentunar. (= Stofnun Árna Magnússonar. Rit 68) Reykjavík: Stofnun Árna Magnússonar, 2007, XXXVIII. 284 S.

Um die editorische Erschließung der post-reformatorischen Literatur Islands ist es nach wie vor schlecht bestellt. Abgesehen von Hallgrímur Pétursson, dessen Werke seit einigen Jahren vor allem von Margrét Eggertsdóttir systematisch erforscht und herausgegeben werden,<sup>2</sup> sind isländische Texte, die zwischen dem Ende des Mittelalters und dem Beginn

<sup>2</sup> Vgl. vor allem MARGRÉT EGGERTSDÓTTIR: Barokkmeistarinn. List og lærdómur í verkum Hallgríms Péturssonar. (= Stofnun Árna Magnússonar. Rit 63) Reykjavík: Stofnun Árna Magnússonar 2005, sowie die ausführlichen Besprechungen (andmælaræður) dieser grundlegenden Untersuchung in Gripla XVIII. (= Stofnun Árna Magnússonar. Rit 69), Reykjavík: Stofnun Árna Magnússonar 2007, S. 153–193. Margrét Eggertsdóttir zeichnet auch als Hauptherausgeberin der neuen kritischen Ausgabe der Schriften von Hallgrímur Pétursson, *Ljóðmæli*, von der bisher vier Bände erschienen sind (2000–10, ebenfalls in Rit Árnastofnunar).

der Moderne entstanden, nur in wenigen Ausnahmefällen in zuverlässigen Ausgaben greifbar. Zu den zahlreichen, bisher unpublizierten oder kaum zugänglichen, dabei für die isländische Literatur oft sehr zentralen Autoren des 16., 17. und 18. Jahrhunderts – also zur Gruppe der unbekannteren Klassiker – gehörte auch der reformierte Pfarrer Einar Sigurðsson í Eyðölum (1539–1626), einer der produktiven und einflussreichsten Dichter aus der interessanten Übergangszeit vom 16. zum 17. Jahrhundert. Einar Sigurðsson ist in die isländische Literaturgeschichte eingegangen als der Verfasser von zahlreichen geistlichen Gedichten und Liedern, von denen Guðbrandur Þorláksson eine repräsentative Auswahl in den umfangreichen ersten Teil seines Liederbuchs *Ein Ny Wiisna Bok* (Hólar 1612) aufnahm.<sup>3</sup> Dank dieses prominenten Forums erlangten sie einen quasi offiziellen Status und die Evangelienpsalme („Sunnudaga guðspjöll í sálma snúin árið um kring með ýmsu sálma og hymna lagi“) strukturierten das Kirchenjahr für Generationen von Isländern. Doch Einar Sigurðsson war auch ein begabter, unermüdlicher und bis in seine letzten Tage hinein aktiver Verfasser weltlicher Gedichte, und eben diese waren bisher trotz umfassender handschriftlicher Überlieferung noch kaum herausgegeben worden. Dass eine Ausgabe seiner Gedichte somit ein dringliches Desiderat darstellte, machte der im September 2010 verstorbene Literaturhistoriker Jón Samsonarson schon 1985 deutlich, als er die Arbeiten in Angriff nahm, die zur aktuellen Publikation führten (vgl. S. IX).

Bei der vorliegenden Edition handelt es sich nicht um eine Gesamtausgabe der Werke Einar Sigurðssons. Die beiden Herausgeber drucken mit dem Hinweis darauf, dass Einars 1612 in Guðbrands *Ein Ny Wiisna Bok* erschienene Gedichte in der Ausgabe von 2000 bereits vollständig wiedergegeben sind, lediglich eine Auswahl von 45 Texten ab. Da sie jedoch alle handschriftlich bewahrten Gedichte, die 1612/2000 nicht publiziert wurden, aufnehmen, liegen mit den beiden Ausgaben *Vísnaþók Guðbrands* (2000) und *Ljóðmæli* (2007) sämtliche erhaltenen Texte, die Einar Sigurðsson zugeschrieben werden können, in gut zugänglicher Form vor. Nach einem kurzen redaktionellen Vorwort („Um þessa útgáfu“, S. IX–XI) ist das Buch in drei große Teile gegliedert: Die Einleitung („Inngangur“, S. XIII–XXXVII) umreißt den psalmenhistorischen Hintergrund („Sálmar í lútherskum sið“) und die Biographie des „Einar Sigurðsson í Eyðölum“, der den Zunamen von seinem Hof Eydalir in den Ostfjorden bekam. Es schließt sich der Hauptteil „Sálmar og kvæði“ (S.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Bishop Guðbrand's *Vísnaþók 1612*. Published in facsimile with an introduction in English by Sigurður Nordal. (= Monumenta Typographica Islandica V) Copenhagen: Levin & Munksgaard, Ejnar Munksgaard 1937, sowie die von Jón Torfason und Kristján Eiríksson besorgte Ausgabe mit modernisierter Orthographie *Vísnaþók Guðbrands*, Reykjavík: Bókmenntafræðistofnun Háskóla Íslands 2000.

1-162) an, dem der umfangreiche Kommentarteil („Skýringar og athuga-semdir“, S. 163–260) sowie Quellen und Register (S. 261–284) folgen.

Den Schwerpunkt bilden auch in dieser Ausgabe die geistlichen Lieder und Gedichte, unter denen eine große Anzahl verschiedener Genres und Metren vertreten sind: Evangelienlieder und viele andere Psalmen, Bibelauslegungen in Versen, Predigten in Reimform, Gebete, Lieder zur Nachtruhe, Wiegenlieder, aber auch lutherische Marienlieder u.v.a. Poetisch-geschichtlich interessant sind hier nicht zuletzt die zahlreichen, u.a. von der Rímurdichtung inspirierten Anknüpfungen an die eddischen Stilmittel, etwa besonders aufschlussreich im Gedicht Nr. 10 „Nýárskvæði um það blessaða kvinnunnar sæði“ (Neujahrsgedicht über den gesegneten Samen der Frau), in dem das Ich in Str. 1 in drei variierenden, sich steigenden Anläufen Jesus Christus – ganz im traditionellen skaldischen Sinn – „bezeichnet“ und dafür die Kenning wählt, die das überraschende Bild des Samens der (heiligen) Frau produziert: „Krist vilda eg kenna / [...] / Krist vilda eg kenna það kvinnunnar, / Krist vilda eg kenna það kvinnunnar sáð“ (S. 20). – Im wichtigen Bußgedicht Nr. 3 „Hugbót“, das vermutlich 1569 entstand (vgl. S. 187), und in einer weiteren Strophe (Nr. 2 „Ein vísa“) erwähnt Einar unter den Sünden, die er in der Jugend begangen hat, auch schlechte Dichtung: „Aumur var ungdómstími / áður fyrr, sem Guð náði. / Síðan kyn betri kvæða / kom í rím alla tíma“ (Elend war die Jugendzeit / früher, Gott erbarme sich. / Danach kamen bessere Gedichtarten / in Reime alle Zeiten) bzw. „kennt óvandað kvæðasmíð / með kallsi og hæðni ljóta“ ([Ich habe] unschöne Dichtung verbreitet / mit Kälte und hässlichem Spott) (S. 4). Allerdings ist von solcher hässlicher Literatur nichts erhalten. – In den „Guðspjallavísur“ (Nr. 23) findet sich Str. 7 dann aber doch eine Absage an „Eddu leyfi / og kenningar hennar“ (die Lizenzen der Edda und ihre Kenningar) mit dem Hinweis, dass „Jesus einn skal / [...] ráða. / [...] hann er brunnur viskunnar“ (Jesus allein soll bestimmen, er ist der Brunnen der Weisheit) (S. 60).

Unter den weltlichen Themen, die Einar Sigurðsson bearbeitet, sind etwa gereimte Angriffe auf seine Widersacher in den Ostfjorden, Verhaltensregeln an eine Enkelin in Form eines Jungfrauenspiegels, versifizierte Fabeln (etwa jene vom Magen und den Gliedern mit einer Ständepolemik), Rätselstrophen oder eine Landesbeschreibung zu nennen; sie zeigen, dass Einar ganz im Stil der Zeit in sämtlichen Gattungen zu Hause war und die entsprechenden Stile und Metren beherrschte. Die wichtigsten Texte in dieser Abteilung machen aber sicher die beiden großen autobiographischen Gedichte „Ævisöguflokkur Einars í Eyðölum“ (Biographischer Zyklus des Einar í Eyðölum) von 1616 und „Barnatöluflokkur“ (Gedichtzyklus über die Kinderzahl) von 1626 aus. Der erste Text gibt in 214 Strophen einen Überblick über das Leben des dichtenden Pfarrers, der zweite behandelt in 80 Strophen die große Zahl seiner Nachkommen. Einar entstammt einfachen Verhältnissen und lebt in größter Ar-



mut, bis sein ältester Sohn Oddur 1588 mit Unterstützung von Guðbrandur Þorláksson zum Bischof von Skálholt gewählt wird. Von da an ändert sich seine wirtschaftliche Situation schlagartig und er erhält den einträglichen Hof Eydalir. Auch seine anderen Söhne profitieren vom Aufstieg ihres Bruders, können studieren und kommen zu guten Pfarreien. In einer rhetorischen Argumentation, die sich in vielen Gedichten beobachten lässt, stellt Einar seine Armut dem „Sohnesglück“ entgegen und hält fest, dass es Gott war, der Oddur zum Bischof erhob (z. B. Barnatöluflokkur Str. 4). In den beiden Gedichten werden – bei aller literarischen Stilisierung – sehr präzise Einblicke in die Dynamiken der frühneuzeitlichen Kultur möglich, wobei das alles dominierende dynastische Prinzip in dieser kleinen Gesellschaft am deutlichsten hervortritt. Einar Sigurðsson, der in einem Text bezeichnenderweise „Bischofsvater“ genannt (Gedicht Nr. 37 „Nokkrar vísur ortar af síra Einari biskupsföður“) und über den Erfolg seines Sohnes definiert wird, hat mit zwei Frauen sieben Kinder, die das Erwachsenenalter erreichen. Zum Zeitpunkt seines Todes zählen seine Nachkommen einhundert. Er hat im Island des 16. und 17. Jahrhunderts eine zentrale Rolle als Dichter und Stammvater, ist Erzeuger von Gedichten, aber auch Dichtern: U. a. gehören sein Sohn Ólafur Einarsson í Kirkjubæ (1573–1651) und dessen Sohn Stefán Ólafsson í Vallanesi (1619–88) zu den bedeutendsten Autoren ihrer Zeit.

Zur Textbehandlung: Die Herausgeber haben sich wie jene von *Vísnaþók Guðbrands* (2000) für einen Abdruck der Texte in modernisierter und normalisierter Rechtschreibung entschieden, was vor dem Hintergrund, dass solche Ausgaben in Island in der Regel immer einen Spagat zwischen den Ansprüchen eines Fachpublikums und den Zumutbarkeiten für die literaturinteressierte Allgemeinheit machen müssen, verständlich ist, aber doch einige Kompromisse mit sich führt.

Der Band kann seine lange Entstehungszeit nicht überall verheimlichen. Sie schlägt sich beispielsweise in einer recht komplizierten und damit manchmal etwas unübersichtlichen Anlage des Buches, aber auch in fehlenden Angaben zu den Selektionskriterien und den Anordnungsprinzipien nieder. Vor allem ist jedoch die Handhabung der Kommentare zu den einzelnen Gedichten uneinheitlich ausgefallen. Nach Angaben zu den Drucken bzw. den verwendeten Handschriften finden sich meist ausführliche Stellenvarianten; darauf folgen, jedoch nicht sehr konsequent, (oft nützliche prosopographische) Informationen zum Entstehungshintergrund und manchmal inhaltliche Anmerkungen oder umfassendere Kontextualisierungen. Ausgezeichnet sind etwa die Kommentare zum Gedicht Nr. 11 „Vöggukvæði, kvæði af stallinum Kristi“ (Wiegenlied, Lied über die Krippe Christi), bei dem auf einen Aufsatz von Einar Sigurbjörnsson von 2001 zurückgegriffen werden konnte (vgl. S. 194–196), und zum Gedicht Nr. 12 „Guðspjallsvísur af skipinu Kristí. Matth. viij“ (Evangelienlieder über das Schiff Christi. Mat.8) mit einer schönen Interpretation der

Schiffsmetaphorik. Als mangelhaft muss demgegenüber zum Beispiel der Kommentar zum Gedicht Nr. 31 „Visnaflokkur um Íslands gæði“ (Gedichtkreis über die Güte/Vorzüge Islands) bezeichnet werden, das – wie Margrét Eggertsdóttir in *Skandinavische Literaturen der frühen Neuzeit*. Hg. von J. Glauser und B. Sabel, 2002, S. 187–190 gezeigt hat – zur Gattung der topographisch-historischen Dichtung gehört (vgl. S. 221–223). Allgemein vermögen die Anmerkungen zu den literarischen und rhetorischen Phänomenen in Einars Gedichten wissenschaftlichen Anforderungen nicht zu genügen, ganz im Gegenteil zur editorischen Sorgfalt und philologischen Präzision vor allem bei der Wiedergabe der handschriftlichen Varianten, die den gewohnten hohen Standard der Rit Árnastofnunar einhalten.

Die Monita betreffen also hauptsächlich einige Inkonsequenzen in der Kommentierung. Auf der positiven Seite steht, dass die vorliegende Edition die bewahrten Texte dieses wichtigen Dichters in zuverlässiger Weise zugänglich macht, so dass diese nun komplett greifbar sind, wodurch das Spektrum der frühneuzeitlichen Literatur Islands wesentlich erweitert worden ist. So entsteht noch deutlicher, als es bisher der Fall war, ein facettenreiches und durchaus faszinierendes Bild eines in hohem Maß (re)produktiven Verkünders des neuen Glaubens, der es als seine von Gott gewollte Aufgabe darstellte, zum Ruhm eben dieses Gottes und zur Sicherung seiner weltlichen Existenz Kinder zu zeugen und (auch darüber) Gedichte zu schreiben. In beiden Bereichen war Einar Sigurðsson äußerst erfolgreich, was die vorliegende Sammlung wunderbar dokumentiert.

Basel / Zürich

JÜRIG GLAUSER  
(jglauser@ds.uzh.ch)

DANIELA SILÉN: *Rolldiktaren och ironikern Anna Maria Lenngren*. (= Meddelanden från avdelningen för nordisk litteratur nr. 17) Helsinki: Nordica, Helsingfors Universitet, 2007. 123 S.

Anna Maria Lenngren ist als eine der zentralen Figuren des Gustavianischen Zeitalters in die schwedische Literatur- und Kulturgeschichte eingegangen. Als Mitarbeiterin der bedeutenden Zeitung *Stockholms Posten*, die ihr Mann mit herausgab, als Lyrikerin und Satirikerin, als kritische Instanz und Mitglied der eben erst gegründeten Schwedischen Akademie mischte sie sich auf eine ebenso diskrete wie wirkungsvolle Weise ins kulturelle und politische Tagesgeschehen ein: Sie blieb in ihren Veröffentlichungen weitgehend anonym, viele ihre Satiren und Rollengedichte wurden erst postum herausgegeben. Und auch wenn die schwedische Öff-

fentlichkeit Anna Maria Lenngren als Autorin der mit spitzer Feder verfassten ironischen Seitenhiebe auf die großbürgerliche und adlige Gesellschaft wieder erkannte, blieb ihre Autorschaft auf vielfache Weise ambivalent.

Die Ambivalenz zwischen einer kulturellen Persönlichkeit im Dunstkreis des Gustavianischen Hofes, dem sie mit freundlicher Distanz begegnet, und einer Konzentration auf das Private lässt sich konsequent auch in ihrem Schreiben nachverfolgen: Gegenstand und Adressat ihrer Texte ist die sich etablierende bürgerliche Öffentlichkeit, deren Verhaltensmuster und Normen akribisch beobachtet und porträtiert werden. Dabei konzentriert sich Lenngren weitgehend auf die Schwelle zwischen privatem und öffentlichem Raum: Das (groß-)bürgerliche und aristokratische Heim als Ort weiblicher Dominanz, das auf den männlich bestimmten öffentlichen Raum reagiert, ihn widerspiegelt oder ihm auch etwas Eigenes entgegensetzt, steht im Zentrum ihrer Dichtung.

Die nicht sehr umfangreiche, konzentrierte Studie, die Daniela Silén an der schwedischsprachigen Universität Helsingfors vorgelegt hat, greift diesen Punkt auf und untersucht die Ironie in Lenngrens Rollengedichten. Als dominierendes rhetorisches Mittel zur Charakterisierung der von ihr fokussierten Gesellschaftsschichten erweist sich die Ironie insofern, als sie die ambivalente Haltung der Autorin zu den sozialen Veränderungen, die sie akribisch beobachtet und reflektiert, auf geradezu kongeniale Weise wiedergibt. Silén verfolgt dieses spezifische Darstellungsverfahren aus zwei Blickwinkeln, um ein möglichst umfassendes Bild der Traditionen sowie der innovativen Einfälle, welche Lenngrens Darstellungsverfahren prägen, herauszuarbeiten: Einerseits geht es um die Ironie als Stilmittel, das immer schon Ambivalenzen aufzeigt und das Gegenteil des Gesagten mitdenkt, andererseits um das Modell der Rollendichtung, das sich ebenfalls um die Diskussion unterschiedlicher Positionen und Perspektiven bemüht.

Ganz im Sinne einer Qualifikationsschrift setzt die Arbeit denn auch mit einer theoretischen Übersicht über die Begriffe „Rollendichtung“ und „Ironie“ ein. Beide Termini werden auf der Grundlage antiker Poetik und deren Wiederaufnahme in der Aufklärung erläutert. Daneben ist es vor allem der von Booth geprägte Begriff „des impliziten Autors“/ „der impliziten Autorin“, auf den sich Silén beruft, um die diffizile Frage der Lenngrenschen Autorschaft zu berücksichtigen. Gerade aufgrund der dezidierten Zurücknahme der weitgehend um Anonymität bemühten Autorin einerseits und Lenngrens deutlicher Einmischung ins sozio-kulturelle Leben andererseits, erweist sich diese differenzierte Bezugnahme auf Booths Konzept als durchaus sinnvoll, zumal damit auch die teilweise unzuverlässige Erzählsituation in Lenngrens Texten zu ihrem Recht kommt.

Auf dieser Grundlage werden dann acht der bekannteren Texte von Lenngren nach einem weitgehend gleichen Muster analysiert. Diese Ana-

lysen erweisen sich im Wesentlichen als nachvollziehbar, wenn auch nicht unbedingt als neu und überraschend. Immer wieder wird auf die ironisch-gebrochene Milieuschilderung hingewiesen, auf die indirekte Kritik am gesellschaftlichen Leben sowie die merkwürdige Zwitterposition der impliziten Autorin zwischen Sentimentalität, Nostalgie und ironischer Distanz zur dargestellten Wirklichkeit. Als wesentlich interessanter und zu weiteren Überlegungen einladend erweist sich hingegen die Auseinandersetzung mit den literarischen und literaturhistorischen Bezügen, die Silén aufdeckt. So vermag sie zum einen überzeugend herauszuarbeiten, dass sich Lenngren in ihren Rollengedichten immer wieder gleichermaßen süffisant wie treffend mit der literarischen Tradition auseinandersetzt, insbesondere mit ihrer großen Vorgängerin, der Aufklärungsdichterin Hedvig Charlotta Nordenflycht. Der Optimismus dieser Generation wird mit ebenso sanfter Ironie verfolgt wie der Enthusiasmus der eigenen Zeitgenossen.

Eine weitere Modifikation der schwedischen Literaturgeschichte nimmt Silén vor, wenn sie überzeugend darauf hinweist, dass die in den literaturhistorischen Darstellungen hervorgehobenen Unterschiede zu Bellmans Dichtung gar nicht so groß sind. Die textnahen Lektüren der Gedichte machen nämlich deutlich, dass Lenngren – darin durchaus Bellman vergleichbar und nicht grundsätzlich von seinen Texten abweichend – gar nicht immer neue Figuren entwirft, sondern sie wiederholt auf- und weiterleben lässt.

Dieser Aspekt verweist ebenso wie die Resümees der Einzelanalysen auf ein zentrales Anliegen der Verfasserin dieser kleinen Studie: Es geht ihr darum, die Zusammenhänge und Kohärenzen der Gedichte Lenngrens herauszustellen. Einem in der Forschung mit großer Zustimmung verfolgten Bild einer Gelegenheitsdichterin, deren Texte mehr oder weniger isoliert für sich stehen, setzt Silén die Vorstellung eines „Gesamtbildes“ entgegen, das sich sowohl in der Weiterführung einzelner Figuren als auch in der konsequenten Beherrschung des zentralen Stilmittels der Ironie erkennen lässt.

Diesen Überlegungen kann man sich nach der Lektüre der Arbeit durchaus anschließen, wenngleich einzelne Beobachtungen recht holzschnittartig und übereilt wirken, was zweifellos dem Umfang der Studie von 123 Seiten geschuldet ist. Auch sprachlich und stilistisch hätte die Arbeit ein wenig mehr Sorgfalt verdient. Dennoch bleibt festzuhalten, dass Siléns Überlegungen zu Lenngren zum Teil durchaus überraschende neue Einsichten gewähren.

Göttingen

KARIN HOFF  
(Karin.Hoff@phil.uni-goettingen.de)

HENRIK WALLHEIM: *En underbar berättelse om ridderliga äventyr*. V.F. Palmblad och den romantiska romanen. Hedemora: Gidlunds, 2007. 399 Seiten.

Angesichts der Vielzahl von Dissertationen, Monographien und Aufsatzsammlungen, die in den letzten Jahrzehnten zu den Prosatexten von Carl Jonas Almqvist publiziert worden sind, überrascht es, wie wenig Interesse andere Vertreter der romantischen Romanliteratur Schwedens auf sich gezogen haben. Die Vernachlässigung der Schriften Vilhelm Fredrik Palmblads ist dafür ein nahezu erschreckendes Beispiel. Denn immerhin legt Palmblad mit seiner in der Zeitschrift *Poetisk Kalender* publizierten fünfteiligen Romansuite über die Familie Falkenswård nicht nur die erste skandinavische Adaption eines Bildungsromans vor. Schon vor Erscheinen des ersten Teils publiziert er mit dem Dialog „*Öfver romanen*“ (1812) die wohl wichtigste und umfangreichste der poetologischen Auseinandersetzungen mit der Gattung des Romans im Skandinavien des frühen 19. Jahrhunderts.

Mit Henrik Wallheims Dissertation *En underbar berättelse om ridderliga äventyr* liegt nach Carl David Marcus inzwischen über hundert Jahre alter Studie *Vilhelm Fredrik Palmblads romantiska berättelser* (1908) nun endlich wieder eine aktuelle Monographie vor, die sich eingehend mit Palmblads theoretischer und literarischer Auseinandersetzung mit dem Roman beschäftigt. Im Gegensatz zu Marcus ist Wallheim daran gelegen, Palmblads Prosaschriften in einer größeren zeitlichen Breite zu präsentieren. Deshalb geht er nicht nur auf die romantischen Romane und Novellen des Autors ein, sondern präsentiert auch dessen spätere Novellensammlungen und historischen Romane, die in den 1840er Jahren erschienen.

Da es sich auf diese Weise um eine erste umfassende Präsentation von Palmblads Romantheorie und Prosaschriften handelt, folgt die Arbeit einem unpräzedenziösen und klaren Aufbau. Die ersten drei Kapitel sind Palmblads Romantheorie gewidmet, die Wallheim aus dem Dialog „*Öfver romanen*“ (Kap. 2) sowie den umfassenden Romankritiken entwickelt, welche Palmblad in den Zeitschriften *Swensk Litteratur-Tidning* (1813–1825) und *Swenska Litteratur-Föreningens Tidning* (1833–38) publiziert (Kap. 3 und 4). Es folgen vier Kapitel, in denen Wallheim Palmblads literarische Produktion an einer exemplarischen Lektüre von dessen Romansuiten über die Familien Falkenswård (Kap. 5) und Königsmark (Kap. 8) sowie der beiden Novellen *Amala* (Kap. 6) und *Holmen i Sjön Dall* (Kap. 7) darzustellen versucht. In diesen Kapiteln nimmt Wallheim jeweils auf unterschiedliche Fassungen der präsentierten Texte Bezug, wobei er die Gegenüberstellung verschiedener Textversionen für generelle literaturhistorische Überlegungen nutzt.

Da Wallheim große Teile des Materials zum ersten Mal erschließt, verzichtet er auf verstiegene methodologische Reflexionen. So gibt er le-

diglich vage vor, die Texte aus einer ideenhistorischen Perspektive verorten zu wollen. Schon die Tatsache, dass die Arbeit mit weitreichenden Analysen der theoretischen und kritischen Produktion Palmblads einsetzt, deutet allerdings an, dass sich Wallheim in seiner ideenhistorischen Ausrichtung vor allem auf die Analyse der wechselnden ästhetischen Positionen Palmblads abstützt, die er auch in den Vordergrund seiner Romanlektüren stellt. Wallheim liest Palmblads Romane und Novellen konsequent als Metatexte. Erst in einem zweiten Schritt ist ihm daran gelegen, die erschlossene ästhetische Position Palmblads in einen Zusammenhang mit anderen Themenbereichen zu setzen. Dabei werden unter anderem die Subjekt- und Liebeskonzepte, die orientalistischen Phantasmen oder die politischen Stellungnahmen behandelt, die von den Erzählern oder den Figuren vorgetragen werden.

Die wesentliche These seiner Arbeit leitet Wallmark aus einem Forschungsüberblick ab. Dabei kritisiert er vor allem die große Erzählung einer teleologischen Romangeschichte, die sich in Schweden allein an der Ästhetik des realistischen Romans orientiert habe. Diese Erzählung habe nicht nur bis in jüngste literaturhistorische Darstellung nachgewirkt, sondern vor allem dazu geführt, dass die Auseinandersetzung mit einer romantischen Romantradition in Schweden verhindert worden sei. Liest man romantische Romane vor dem Hintergrund einer realistischen Ästhetik, dann kann man nur zu pejorativen Wertungen kommen.

Dagegen verspricht Wallheim eine angemessene Lektüre dieser Texte zu liefern, indem er sie konsequent in Relation zu den theoretischen Positionen setzt, die ihre ästhetische Grundlage bilden. Auf diese Weise versucht er nachzuweisen, dass Palmblad nicht nur eine in sich konsistente Romantheorie entwickelt habe, sondern dass sich seine gesamte Prosaproduktion eigentlich nur vor dem Hintergrund dieser Theorie lesen lasse. So gelangt er auch zur wesentlichen literaturhistorischen Pointe seiner Interpretation. Während frühere Forscher sich damit begnügt hätten, Palmblads frühe romantische Romanproduktion von der poetisch-realistischen Schreibweise abzugrenzen, die seine späteren Texte prägen, zeigt Wallheim Kontinuitäten auf. Im Zentrum seiner Arbeit steht die These, dass Palmblad den Roman konsequent über dessen Relation zu einer romantisch-chevaleresken Tradition bestimme. Dies schlage sich einerseits auf der Ebene der Figuren- und Handlungskonzeption nieder, die den Leser mit nicht alltäglichen Ereignissen konfrontieren solle, vor deren Hintergrund sich die (meist adeligen) handelnden Figuren als Helden bewähren können. Andererseits formuliere Palmblad schon früh die Forderung, dass die Figuren nicht zu Allegorien verkommen dürfen, die abstrakte Begriffe verkörpern. Romane sollen mit anderen Worten von konkreten Schilderungen und individualisierten Helden leben. Aus diesen beiden Polen der Theorie resultiere eine grundlegende Spannung in Palmblads theoretischen wie literarischen Schriften, die sich gleichermaßen gegen einen sich

in einer reinen Kunstwelt verflüchtigenden genialischen Ästhetizismus wie gegen einen kruden Alltagsrealismus zu Wehr setzen.

Die entsprechenden Beobachtungen leitet Wallheim vor allem aus der Lektüre von „Öfver romanen“ ab. Dabei gelingt es ihm nachzuweisen, dass Palmblad trotz seiner Orientierung an Positionen des deutschen Idealismus eine durchaus eigenständige Romanästhetik entwickelt. Obwohl sich Palmblad mit der Idee eines modernen Ritterromans insgesamt am Ideal der Bildungs- und Künstlerromane der deutschen Klassik und Romantik zu orientieren scheine, ende der Dialog bewusst nicht in einer Huldigung an Goethe oder Novalis, sondern in einer Eloge auf Madame de Staëls *Corinne*.

Anhand der Analysen von Palmblads literaturkritischen Schriften versucht Wallheim zu zeigen, dass Palmblad sich theoretisch treu bleibt, obwohl sich eine langsame Hinwendung zu Positionen des poetischen Realismus nachvollziehen lässt. So wird Palmblad schließlich auch Fredrika Bremers Alltagsschilderung für seine Ästhetik in Anspruch nehmen, da es ihr gelänge, die Wirklichkeit selbst mit einem Hauch des Poetisch-Wunderbaren zu versehen. Insgesamt versucht Wallheim nachzuweisen, wie fließend die Übergänge zwischen den theoretischen Positionen der frühen romantischen Romanpoetik Palmblads und denjenigen des poetischen Realismus sind. Ergänzend kommt er zu der Feststellung, dass die Ästhetik des poetischen Realismus in dieser Hinsicht nicht – wie in der schwedischen Forschung üblich – an die politische Überzeugung eines Autors geknüpft sein müsse. Auch ein konservativer Autor wie Palmblad könne ästhetische Positionen entwickeln, die mit dem Begriff des poetischen Realismus in Einklang gebracht werden können.

Auch wenn es Wallheim gelingt, die Präsentation eines lange unbeachteten Materials mit vielen wertvollen Einzelbeobachtungen und gediegenen literaturhistorischen Querbezügen zu verbinden, wirken seine literaturhistorischen Konklusionen angesichts der langen Diskussion über die Epochenbegriffe von „Romantik“, „Idealismus“, „Idealrealismus“ und „poetischem Realismus“ nicht sonderlich spektakulär. Ja, mit seinen Thesen fällt Wallheim meines Erachtens sogar hinter den Theoriestand der Romantikforschung der 1980er Jahre zurück (Asbjörn Aarseth wird überhaupt nicht zitiert, weiterhin fehlt eine eingehende Auseinandersetzung mit der rhetorisch inspirierten Stockholmer Romantikforschung). Dies hat vor allem damit zu tun, dass er sich in seiner Arbeit vor allem mit Positionen der (Palmblad-)Forschung des frühen 20. Jahrhunderts auseinandersetzt und nur selten auf die aktuelle deutsche oder skandinavische Romantikforschung Bezug nimmt, die schon längst zu einem differenzierteren und an anderen (eben nicht ideenhistorisch fundierten) Paradigmen orientierten Epochenverständnis gelangt ist. Auch seine These über die teleologisch orientierte Romangeschichtsschreibung Schwedens ließe sich mit Hinblick auf die aktuelle Almqvist-Forschung revidieren, die

schon längst zu einer Neubewertung des romantischen Romans gefunden hat.

Schlimmer noch erscheint allerdings die Tatsache, dass Wallheim auch in seinen Textlektüren darum bemüht ist, zu eindeutigen Lektüresultaten zu gelangen. Entsprechend werden die Widersprüche, Brüche und Paradoxien in den theoretischen Schriften Palmblads konsequent geblättert. Der dezidiert unter der Gattungsangabe „Dialog“ publizierte Essay „Öfver romanen“ wird von Wallheim etwa konsequent als Monolog gelesen, indem er die Figurenrede Augusts mit der ästhetischen Position Palmblads gleichsetzt.

Ähnliches gilt leider auch für die präsentierten Romanlektüren. Dabei ist allerdings nochmals zu loben, dass Wallheim hier eine ganze Reihe von Texten präsentiert, die von der Forschung lange übergangen wurden. Auch die Art und Weise, wie er gerade die im *Poetisk Kalender* publizierte Romansuite *Vådelden* (1812), *Fjällhvalfvet* (1812), *Resorna* (1813), *Slottet Stjerneborg* (1814) und *Åreskutan* (1818), die spätere Fassung dieser Serie in *Familjen Falkensvärd* (1844–45) sowie den historischen Roman *Aurora Königsmark och hennes slägt* (1846–49) als Metatexte nutzt, um Aufschluss über die wechselnden ästhetischen Positionen Palmblads zu gewinnen, überzeugt. Dies gilt insbesondere für die Stellen, an denen Wallheim nachweist, wie reflektiert Palmblad in seinen Romanen arbeite, sei es, indem die Figuren avancierte Positionen der Romantheorie abbilden oder indem Erzählstrategien von Vorläufertexten theatral inszeniert werden. Auch wenn die Lektüre der entsprechenden Kapitel somit durchaus ergiebig ist, bleiben die Lektüren – wie erwähnt – zahm. Dies lässt sich stellvertretend an Wallheims Umgang mit zeitgenössischen Kritiken der Romane Palmblads zeigen. Denn während diese Kritiken auf einen erheblichen Widerspruch zwischen dem ästhetischen Bildungsanspruch Palmblads und der Darstellung von erotischen Szenen in dessen Romanen aufmerksam machen, versucht Wallheim die entsprechenden Schilderungen zu entschärfen, indem er sie in das übergreifende Handlungskonzept der Romane einzubetten versucht. Damit nimmt er sich die Möglichkeit, der subversiven Ästhetik nachzugehen, die der doch recht pedantische idealistische Theoretiker Palmblad in seinen literarischen Texten entwickelt, die häufig von der Anlehnung an die bizarre und groteske Körperlichkeit einer populären Romankultur leben.

Auch die poetologischen Diskussionen, die in den wirklich auffällig selbstreflexiv gestalteten Texten geführt werden, werden meines Erachtens nicht erschöpfend behandelt. So überliest Wallheim etwa die wirklich interessanten medientheoretischen Reflexionen über Schrift und Schreiben, welche die Romansuite im *Poetisk Kalender* durchziehen. Auch die spannungsreiche Verschränkung von archivalischer Praxis und historischem Roman, welche die Romanserie *Aurora Königsmark* auszeichnet, wird nur in Ansätzen entfaltet.



Zweifelsohne aber hat Wallheim mit seiner Monographie einen wichtigen Grundstein für zukünftige Auseinandersetzungen mit Palmblads Texten gelegt.

Zürich

KLAUS MÜLLER-WILLE  
(klaus.mueller-wille@ds.uzh.ch)

HENK VAN DER LIET / SUZE VAN DER POLL (Hg.): *En internasjonalt Ibsen*. (= Amsterdam Contributions to Scandinavian Studies 4) Amsterdam: Scandinavisch Instituut, Universiteit van Amsterdam, 2007. 144 S.

Der vorliegende Band ist ein Ertrag des Ibsen-Jahres 2006; er vereint Vorträge, die auf einer Konferenz über "Ibsen i en internasjonalt perspektiv" im Juni 2006 an der Universität Amsterdam gehalten worden waren, ergänzt um einen Beitrag des Amsterdamer Skandinavisten Egil Törnqvist. Das Thema der Tagung gibt den gemeinsamen Nenner der hier versammelten Beiträge etwas präziser an als der Titel des Bandes. International, wenngleich auf den nordeuropäischen Raum beschränkt, ist die Herkunft der Beiträger: Sie kommen aus den Niederlanden, Norwegen, Schweden und Finnland. International sind auch die Sprachen des Bandes: Die Artikel sind auf Englisch, Norwegisch und Schwedisch geschrieben. Thematisch hingegen geht es nicht in allen Beiträgen um die Internationalität des norwegischen Dramatikers. Zu ihr wäre sicherlich auch mehr zu sagen, als dies in einem kleinen, aber feinen Sammelband mit sieben Beiträgen überhaupt möglich wäre. Immerhin bildet die internationale Rezeption Ibsens, der sich vier Artikel widmen, einen Schwerpunkt des Bandes, wobei die Auswahl der Fallstudien zu kontingent ist, um das Thema auch nur annähernd repräsentativ oder exemplarisch zu durchleuchten: Es geht darin um Ibsen in Schweden, Finnland und den Niederlanden sowie um die Verwendung von englischsprachigen Übersetzungen in der Forschung. Die drei anderen Artikel, die am Anfang des Bandes stehen, sind dagegen Werkinterpretationen.

Atle Kittang untersucht in seinem Beitrag „Art and Life in Ibsen“ die Thematisierung von Kunst in Ibsens Dramen. Die gängige Auffassung der Antithese von Kunst und Leben bei Ibsen wird mit Hinweis auf ein Paradox hinterfragt: Ibsen formuliert seine Kritik an der Kunst (die mit einer Abwendung vom Leben erkaufte wird) ausgerechnet im Medium der Kunst (also der Literatur). Kittang weist zudem auf eine Metaphorisierung von Räumen als Bühne auf der Bühne hin, wenn in *Vildanden*, *Hedda Gabler* und *Når vi døde vågner* der Tod von Protagonisten auf der Handlungsebene theaterhaft inszeniert oder alludiert wird. Wo man einen

Gegensatz zwischen Leben und Kunst zu erkennen glaubt, so das Fazit, zeigt sich die enge Beziehung zwischen Kunst und Tod.

Frode Helland widmet sich am Beispiel von *Gengangere* Ibsens Verhältnis zum ‚Politischen‘, womit der Verf. die Bedeutung ökonomischer Verhältnisse, die Frage nach dem Natürlichen und die Frage nach der Ideologie oder der diskursiven Hegemonie verstanden wissen will. Nicht ganz eindeutig ist sein Begriff von Ideologie, den er mal im Sinne von Weltanschauung, mal als Synonym für eine Rhetorik, die die Wahrheit verbirgt, verwendet. Das Thema der Diskursivität und des Sprechens über Tabuisiertes analysiert er anschaulich am Beispiel des Eingangsdialogs zwischen Reginne und Engstrand sowie an Gesprächen zwischen Pastor Manders und Helene Alving. Letztere sei ideologiekritisch, weil sie nach der Umsetzbarkeit eines abstrakten Wertesystems im konkreten Einzelfall fragt. Letztlich sieht auch Helland Ibsen als einen Kritiker des Idealismus, weist aber darauf hin, dass der Autor mit dem zentralen Begriff der ‚livsglæde‘ einen Gegenbegriff ins Rennen wirft, der jedoch von Manders und Helene in negativem Sinne verwendet wird und somit ambivalent bleibt.

Lisbeth Pettersen Wærp behandelt in „Lesninger og feillesninger i/av Ibsen“ das Thema der Fehlinterpretation von Kunst, über die sich Ibsen häufig beklagte, wenn er meinte, missverstanden worden zu sein, die er aber auch zum Thema seiner Stücke machte, wie die Verf. am Beispiel von *En folkefiende* zeigt, einem Stück, das in der Forschung allgemein als Reaktion auf die norwegische Kritik an seinen Vorgängern *Et dukkehjem* und *Gengangere* betrachtet wird. Sie versteht dieses Stück als Parodie auf die erste Rezeption von *Gengangere*, mit dem Ibsen glaubte, nicht richtig interpretiert worden zu sein. Der Schlüssel für ihre Lesart ist die metaphorische Sprache, derer sich Stockmann bedient und die für die poetische Sprache Ibsens steht. So wie Stockmanns Zuhörer nur den *sensus literalis* seiner Ausführungen verstünden und nicht die allegorische Bedeutung (und damit die vernichtende Gesellschaftsanalyse), so sei auch Ibsens Metaphorik in *Gengangere* nicht verstanden worden. Es stellt sich mir allerdings die Frage, ob dies tatsächlich jeweils eine Fehlinterpretation ist, denn trotz der Metaphorisierung der Sprache sprechen Stockmann wie Ibsen auch sehr konkrete Gesellschaftsprobleme an und brechen damit bewusst Tabus.

Der erste Beitrag zum Schwerpunktthema des Bandes ist Roland Lysells Aufsatz zur Ibsenrezeption in Schweden, die er am Beispiel von *Brand* untersucht. Lysell behandelt Kritiken und Rezensionen sowohl des Dramentextes als auch dessen Aufführungen – die schwedische Erstaufführung 1885 fand noch zehn Jahre vor der norwegischen statt und war ein großer Kritiker- und Publikumserfolg. Außerdem verfolgt der Verf. die Geschichte der literarischen Auseinandersetzungen mit diesem Stück, wobei August Strindberg und Erik Lindegren prominente Beispiele sind.

Egil Törnqvist untersucht in seinem Beitrag „Drama Analysis via Translation: the Case of Ibsen“ eine Reihe von englischsprachigen Forschungsarbeiten in Hinblick auf ihre Zitierpraxis und auf Fehler in der Verwendung des Norwegischen und fordert von den Interpreten eine Auseinandersetzung mit dem Originaltext ein.

Rob van der Zalm's „Ibsen in The Netherlands 1880–2006: Trends and two contemporary Nora's“ wartet mit einer statistischen Untersuchung aller nachweisbarer niederländischer Ibsen-Aufführungen auf und teilt die Aufführungsgeschichte in vier Phasen mit drei Wendepunkten um 1890 (Beginn der ersten Ibsenwelle), 1930 (deutliches Abflauen) und 1970 (erneute Hochkonjunktur mit Spitzenwerten in den 1990er Jahren). Diese Entwicklung verfolgt er an ausgewählten Aufführungen und deren Rezeption nach.

Am deutlichsten geht Roger Holmström auf die Internationalität Ibsens ein: Am Beispiel der Rezeption in Finnland (konkret anhand der drei Ibsenforscher Valfrid Vasenius, Erik Kihlman und Hans Ruin) setzt er sich zum Ziel, „zentrale Faktoren hervorzuheben, die Ibsens Dichtung internationale Tragweite verleihen“.<sup>4</sup> Von Vasenius stammt die vermutlich erste akademische Abhandlung zu Ibsen weltweit (*Henrik Ibsens dramatiska diktning i dess första skede*, 1879). Der Pionier der Ibsenforschung sah schon sehr früh Ibsens Potential eher in der Auseinandersetzung mit anthropologischen denn mit politischen oder sozialen Fragen und bezog damit eine Gegenposition zu Georg Brandes. Zudem betonte Vasenius die Offenheit und Vieldeutigkeit von Ibsens Dramen. Erik Kihlmann dagegen hielt insbesondere die Massenwirksamkeit der Themen und Ideen von Ibsens Stücken für entscheidend dafür, dass Ibsen auch als technischer Neuerer Geschichte schrieb. Ein gespaltenes Verhältnis zu dem Autor – und damit repräsentativ für diejenigen, „die nie mit Ibsen abgeschlossen hatten“<sup>5</sup> – hatte Hans Ruin (1891–1980), der sich über viele Jahrzehnte intensiv mit Ibsen auseinandersetzte und bei der Suche nach „dem innersten Antrieb hinter Ibsens Schaffen“<sup>6</sup> oft den Ausgangspunkt im Leben des Autors nahm. Auch Ruin interessierte sich in erster Linie für die Zeitlosigkeit der Ästhetik und der Themen. Damit, so das Fazit des Aufsatzes, weise die finnische Forschung „die universelle Sprengkraft“<sup>7</sup> Ibsens nach. Die eingangs gestellte Frage nach der Internationalität scheint mir dagegen mit diesem Statement nicht beantwortet zu sein, da nationale und kulturelle Kontexte nicht behandelt wurden. Insofern ist es schade,

<sup>4</sup> ”att lyfta fram centrala faktorerna som ger Ibsens diktning dess internationella bärkraft” (85)

<sup>5</sup> ”som aldrig blev klar med Ibsen” (102)

<sup>6</sup> ”de innersta drivkrafterna bakom Ibsens skapande” (103)

<sup>7</sup> ”den allmänmännliga sprängkraften” (106)

dass der Band keinen Beitrag zur Rezeption Ibsens in einer nicht europäischen Kultur enthält.

Freiburg

JOACHIM GRAGE  
(joachim.grage@skandinavistik.uni-freiburg.de)

HARALD BACHE-WIIG: *Med lik i lasten?* Subjekt og modernitet i Jonas Lies romanunivers. Oslo: Novus forlag, 2007. 338 S.

Jonas Lie gehörte um 1900 zu den Großen Vier der norwegischen Literatur, die auch international gesehen über ein beträchtliches Renommee verfügten. Wenn man von Ibsen absieht, teilen Bjørnstjerne Bjørnson, Alexander Kielland und Jonas Lie das Schicksal, dass sie im Ausland leider kaum mehr rezipiert werden. Im Herkunftsland sieht die Situation nur unwesentlich besser aus, wenigstens beschäftigt sich in Norwegen noch die Literaturwissenschaft mit diesen Autoren, wie eine Studie des an der Universität Oslo lehrenden Nordisten Harald Bache-Wiig zeigt, die 2007 publiziert wurde. Der Autor geht bezeichnenderweise gleich im Einleitungskapitel der Frage nach, inwieweit Lie überhaupt noch als moderner Autor gelten könne. Dabei vertritt Bache-Wiig dezidiert die Meinung, Lies Texte seien als „Erforschung der Moderne“ („utforskning av moderniteten“, S. 10) lesbar, und zwar verstanden als Thematisierung der Antagonismen eben dieser Moderne. Fast in allen seinen Romanen gestalte Lie Aussen-seiterfiguren, die mit den herrschenden gesellschaftlichen Normen in Konflikt gerieten. Dabei begreife er das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft nicht als einfachen Antagonismus, vielmehr sei dieses Verhältnis als dialektisches aufzufassen und darüber hinaus auch widerspruchsvoll. Bache-Wiig stützt sich in seiner Bestimmung der Moderne auf entsprechende Überlegungen Zygmunt Baumanns. Bache-Wiig zufolge liegt nun das spezifisch Moderne in Lies Texten darin, dass es dem Autor um die Unterminierung eines festgefügteten Verständnisses – „tolkningsskjemaer“ nennt es Bache-Wiig etwas vage – auf der Rezipientenseite gehe (S. 12). Der Forscher vertritt damit die Ansicht, Lie spiele ganz bewusst mit dem Erwartungshorizont des Lesers, um einen Begriff aus der Rezeptionstheorie zu verwenden.

Das Buch ist so angelegt, dass der Autor seine Perspektive an einige Romane anlegt und prüft. Es geht ihm demnach nicht um ein Herauslesen bestimmter thematischer Linien oder Muster, sondern um den Nachweis zentraler Probleme der Moderne in Lies Romanuniversum, der Untertitel des Buches *Subjekt og modernitet i Jonas Lies romanunivers* fasst diese Thematik präzise. Bache-Wiigs vermeintliche Schwäche der Fragestellung, als die eine gewisse Schwammigkeit der These angesehen werden könnte, erweist sich im Fortgang der Arbeit als deren Stärke, weil dem

vielschichtigen Werk des Autors nicht mit griffigen Thesen beizukommen ist, dafür ist es schlicht zu heterogen; man denke beispielsweise an all die Elemente des Volksglaubens und generell an die naturmystischen Elemente, die bei Lie immer eine wichtige Rolle spielen und generell schwer einzuordnen sind.

In der Einleitung kommt Bache-Wiig auf den berühmten Konkurs zu sprechen, den Lie als Jurist und Geschäftsmann in Kongsvinger in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts machte, was seinen Umzug nach Christiania (Oslo) und seine radikale Abkehr von der Geschäftswelt auslöste und den Startschuss für seine Laufbahn als Schriftsteller bedeutete. Im Unterschied zur Forschungsliteratur wird dieses wichtige Ereignis jedoch nicht biographisch erklärt, etwa als Folge bestimmter Charaktereigenschaften Lies, die einer erfolgreichen Laufbahn als Geschäftsmann abträglich seien, sondern der Konkurs wird soziologisch als Signum einer janusköpfigen Moderne aufgefasst, deren Dynamik immer auch selbstzerstörerisch sein könne (S. 16). Als einzige biographische Reminiszenz darf die Bemerkung auf S. 18 gelten, wonach Lie aufgrund seines Konkurses extrem sensibel und hellhörig gewesen sei gegenüber den Krisenerscheinungen und Auflösungstendenzen, die die nordische und europäische Literatur gegen Ende des 19. Jahrhunderts geprägt hätten (S. 18). Ansonsten zieht der Autor das Biographische nicht weiter in Betracht, sondern gibt ihm eine soziologische Wendung, die ihm dazu dient, Lies Romanuniversum auf dieses Signum der Moderne hin zu analysieren. Ein Vorgehen, das über weite Strecken überzeugend und schlüssig ausfällt, wie an dieser Stelle bereits festgehalten werden darf.

Im Zentrum des Buches steht die Analyse der Werke *Den Fremtsynte* (1870), *Adam Schrader* (1878), *Gaa paa!* (1881), *Livsslaven* (1883), *Kommandørens Døttre* (1886), *Dyre Rein* (1896), *Faste Forland* (1899) sowie *Naar Jernteppet falder* (1901), wobei die Analyse von *Adam Schrader* nur gerade zehn Seiten umfasst. Bache-Wiig setzt sich in seiner Studie auch immer wieder mit Positionen der Literaturgeschichtsschreibung auseinander, um auf bestimmte Rezeptionsphänomene bezüglich Lies Romanen hinzuweisen. Diese Kommentare sind sehr aufschlussreich. So kann er beispielsweise einleuchtend aufzeigen, weshalb Lies Roman *Adam Schrader* so gut wie unbekannt verblieben ist. Der Roman sei in ein „Vakuum“ gefallen zwischen einem an der Romantik orientierten Geschmack und einem, der sich bereits an den kritisch-realistischen Forderungen orientiert habe. Zwischen Bjørnstjerne Bjørnsons *Synnøve Solbakken* (1857) und Kiellands *Garman og Worse* (1880) fehle das Verbindungsglied, merkt Bache-Wiig an (S. 87). Deshalb falle ein Roman, dessen Protagonist beispielsweise bereits Züge der Dekadenz aufweise (S. 88), gleichsam zwischen alle Stühle. Der Autor macht im Übrigen auch darauf aufmerksam, dass der Roman gerade nicht mit der Formel „gammel mot ny tid“ (S. 88) zu fassen sei. *Adam Schrader* wird damit

zum Opfer einer Rezeption, die vor dem Hintergrund einer unkritischen Übernahme festgefügtter Positionen der Literaturgeschichtsschreibung funktioniert. Bache-Wiig weist darauf hin, dass die Forderung einer vermehrt realitätsnahen Literatur, die „Probleme zur Debatte“ stellen solle, um eine berühmte Forderung Georg Brandes' zu zitieren, keineswegs nur eine Forderung von diesem selbst war, sondern auch von konservativen Literaturkritikern Norwegens gefordert wurde. Der Autor zeigt in seiner Analyse des Romans, dass der Protagonist sich auf dem Weg zu einem neuen ästhetischen Geschmack befinde, der sich vermehrt an der Wirklichkeit zu orientieren habe (S. 90), ist doch dieser Text auch als Auseinandersetzung mit der Literatur und entsprechend mit ästhetischen Positionen zu verstehen.

Vor Vereinfachungen hütet sich der Autor auch, wenn er das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft und damit eine thematische Grundstruktur des Werks beleuchtet. Bache-Wiig zeigt meines Erachtens schlüssig auf, dass Lies Romane mit einer simplen Entgegensetzung nicht angemessen verstanden werden können (S. 13). Ausgehend von Horkheimers und Adornos *Dialektik der Aufklärung* geht es in der Analyse von *Livsslaven* beispielsweise um den Nachweis eines dialektischen Verhältnisses zwischen Natur und Kultur, zwischen Zwang und Freiheit. In diesem Kapitel analysiert der Autor auch bestimmte Stilmomente Lies wie die Bildsprache oder Lies impressionistische Technik im berühmten zwölften Kapitel. So kann Bache-Wiig nachweisen, dass das gehäufte textuelle Auftreten von Wänden und Zäunen dazu da ist, auf die Dialektik von Innen und Außen hinzuweisen (S. 139). Solche spannenden Beobachtungen, die die „Rhetorik der Texte“ betreffen, findet man (leider) selten, fokussiert der Autor doch eher auf die inhaltliche Seite der Texte und vernachlässigt vielleicht etwas die sprachliche. Die Hinweise auf zentrale Werke der europäischen Geistesgeschichte sind nach meinem Dafürhalten nicht immer gleich gut motiviert bzw. dienen oft nicht dazu, die Romane auf der Grundlage der zentralen Thesen dieser Werke dann auch wirklich zu analysieren. Oft dient ein Zitat schlicht und einfach dazu, eine Analyse abzuschließen, wie z. B. ein Hartmut Böhme-Zitat auf S. 269, mit dem die Analyse von *Faste Forland* abgeschlossen wird. Das ist im Grunde genommen schade, kann man sich als Leser des Eindrucks doch nicht erwehren, Bache-Wiig verspüre einen gewissen Unwillen, all das, was er im Kopf hat, auch noch mühselig aufs Papier zu bringen. Wie das Kapitel über *Livsslaven* jedoch zeigt, wären das ohne Zweifel spannende Gedankengänge geworden, denen der Leser bereitwillig gefolgt wäre. Doch auch so sind Bache-Wiigs Analysen, gerade auch weil er die Romane oft gegen den Strich der herrschenden Schulmeinung bürstet, ergiebig und mit großem Gewinn zu lesen und zeichnen sich auch durch einen sorgfältigen Umgang mit der Sekundärliteratur aus.

Das Buch kann als Summe einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit Jonas Lie gelesen werden und Bache-Wiig ist zweifellos einer der besten Kenner von Jonas Lies Werken. Auf ungemein spannende Art und Weise gelingt es ihm, den vielschichtigen Modernitätsdiskurs Lies in seinen Romanen nachzuweisen, indem er die Zerrissenheit und Widersprüchlichkeit der Protagonisten angesichts einer Gesellschaft im Umbruch herausarbeitet. Der Forscher weist auf S. 318 auch auf Olav H. Hauge hin, der ebenfalls von Lies Modernität überzeugt war. In einem Tagebucheintrag nennt er Lie einen „revolutionären Schriftsteller“: „Kan ein kalle Jonas Lie ein revolusjonær forfatter? Eg trur ja.“ (S. 318) Es ist nicht das kleinste Verdienst vorliegender Studie, dass sie Lie vom Ruf befreit, ein Tiefenpsychologe und ein Schöpfer einer dunklen Symbolwelt zu sein, die nur mit einem entsprechenden analytischen Instrumentarium verstanden werden könne. Nachdem Petter Aaslestad in seiner Lie-Monographie von 1992 auf die experimentellen Seiten von Lies Schreiben aufmerksam machte und Lies stilistische Kühnheit herausarbeitete, zeigt nun Harald Bache-Wiig aus einer soziologischen Perspektive die erfrischende Modernität von Lies Werk auf, das eine Renaissance mehr als verdient hätte.

Zürich

THOMAS SEILER  
(thomas.seiler@ds.uzh.ch)

HANIF SABZEVARI: *Hvarför tiger du? Expositionen i sju enaktere av August Strindberg.* (= Acta Universitatis Upsaliensis 43). Uppsala: Universitetsbibliotek 2008. 279 S.

Bei dem anzuzeigenden Buch handelt es sich um eine an der Universität Uppsala entstandene Dissertation, die sehr deutlich die Merkmale einer Qualifikationsschrift trägt. Hanif Sabzevari untersucht sieben Einakter, die August Strindberg zwischen 1888 und 1892 schrieb, unter dem dramentechnischen Gesichtspunkt der Exposition. Darunter versteht er nicht, wie die bekannte Dramentheorie Gustaf Freytags, eine das Drama einleitende und initial platzierte Kategorie, sondern folgt Manfred Pfister und anderen, die die Exposition als Möglichkeit der Informationsvergabe über außerszenisches Geschehen überall im Text realisiert sehen. Ergänzend zu Pfisters Überlegungen wird Tomaševskijs Unterscheidung von *fabula* und *sujet* herangezogen, um deutlich zu machen, dass der außerszenische Zeitablauf nicht mit der szenisch präsentierten Ereignisfolge übereinstimmen muss, sondern dass im Gegenteil häufig eine interpretatorisch interessante Diskrepanz zu verzeichnen ist. Insofern haben, das macht die Untersuchung deutlich, narratologische Kategorien durchaus Relevanz für die Dramenanalyse.

Bevor im Hauptteil der Arbeit eine minutiöse Analyse jedes der sieben Einakter durchgeführt wird, stellen kurze einleitende Kapitel das naturalistische Interesse an der kurzen Form, sowie das Genre des Einakters, den Expositions begriff und die anzuwendende Analyse methode dar. Sie stützt sich neben dem von Pfister explizierten Expositions begriff in umfassendem Maße auf grundlegende Ausführungen Egil Törnqvists, der in *Det talade ordet. Om Strindbergs Dramadialog* (Stockholm, 2001) zwischen vor-, zwischen-, simultan-, und nach-szenischer Handlung unterschieden hat. Diese Ausdifferenzierung der Informationsvergabe in temporaler Hinsicht eröffnet die leitende Fragestellung der sieben Analysekapitel. Sie behandeln die Texte in chronologischer Reihenfolge und untersuchen sie äußerst detailliert und kleinteilig auf den Gehalt an expositorischer Information. Dabei wird, wie in der Einleitung angekündigt, jeweils zwischen Metatext und Repliken unterschieden, so dass alles – vom Titel bis zum Schlusswort – der Untersuchung unterzogen wird. Gefragt wird stets, welche Rückschlüsse auf vergangene, gleichzeitige oder zukünftige außerszenische Ereignisse die Repliken bzw. die Angaben im Nebentext enthalten. Um ein paar Beispiele aus dem wohl bekanntesten der Einakter, *Den starkare*, zu geben: Fru X betritt den Handlungsort „in Winterkleidung mit Hut und Mantel“,<sup>8</sup> damit „macht sie deutlich, dass die Kälte, die draußen herrscht, sich bald auch im Inneren ausbreiten wird“.<sup>9</sup> Deutlich komplexer wird es, wenn das Requisit und der Gesprächsgegenstand der bestickten Pantoffeln ausgedeutet werden soll; sie lassen Rückschlüsse auf vor-, simultan- und nachszenische Ereignisse zu: Sie betreffen das Verhältnis von Frau X zu ihrem Ehemann, den Charakter des Mannes („toffelhjälte“, schreibt Törnqvist, auf dessen Lesarten übrigens oft zurückgegriffen wird; S. 58), aber auch die offene Zukunft der drei involvierten Personen. Wie auch der Dramentitel unauflösbar enigmatisch ist, so bieten die Pantoffeln Anlass zu vielfachen Deutungsmöglichkeiten das Verhältnis der drei Personen betreffend, ebenso wie die meisten Äußerungen und – nicht zuletzt – das Schweigen von Mlle. Y. Die durchaus bedenkenswerte Schlussfolgerung lautet also: ”Ty på ett sätt existerar ingen trovärdig exposition i Den starkare” (S. 75).

Sicher mit Recht kann der Verfasser zum Schluss seiner Untersuchung behaupten, dass die Einakter „bisher nie so ausführlich und erschöpfend betrachtet wurden wie in dieser Studie“:<sup>10</sup> ”Det föreligger inte heller någon tidigare grundig undersökning av expositionen i Strindbergs dramatik. Denna dissertation är också den första vari expositionsbegreppet ingående utreds.” (S. 251). Zudem kann bestätigt werden, dass Hanif

<sup>8</sup> ”vinterklädd i hatt och kappa”

<sup>9</sup> ”markerar hon att den kyla som finns ute även snart skal råda inne” (S. 57)

<sup>10</sup> ”har inte tidigare granskats så utförligt och uttömmande som i denna studie” (S. 251)



Sabzevari stets präzise und zuverlässig gearbeitet und seine methodologischen Vorgaben minutiös umgesetzt hat. Mit der bestehenden Forschung führt er durchgehend einen umfassenden und kritisch-abwägenden Dialog. Er demonstriert, dass die Analyse der Exposition (in der hier verwendeten weiten Form des Begriffs) ein sehr differenziertes Instrumentarium bereitstellt, das genaue Einsichten in Handlungsaufbau, Figuren-, Orts- und Zeitkonzeption, vor allem aber in die charakteristischen Ambiguitäten und Ambivalenzen der Einakter Strindbergs gibt. Nicht ganz deutlich geworden ist mir allerdings, inwieweit das Konzept auf anderem Wege nicht erreichbare Einsichten bietet und wo seine systematischen Grenzen liegen. Über die Konzeption erfährt man nicht Neues. Ist Pfisters – immerhin 33 Jahre alte – Typologie der Informationsvergabe zur Beschreibung des Gegenstandes sinnvoll oder bedarf sie der Differenzierung? Operiert die Exposition mit unterschiedlichen Arten von Zeichen, wäre es sinnvoll, Kategorien zu bilden? Der Begriff wird übernommen und appliziert, jedoch führt die genaue Beschäftigung mit dem durchaus bemerkenswerten Untersuchungsgegenstand zu keiner Weiterführung.

Enttäuschend ist aber vor allem, dass die engmaschige Untersuchung zu keinerlei neuen Einsichten oder Hypothesen über die Gattung des Einakters oder über Strindbergs Ausprägung dieses Genres kommt. Die Zusammenfassung wiederholt lediglich die Ergebnisse der Textanalysen in komprimierter Form, grundlegende Aussagen zu Charakteristika des Einakters bei Strindberg sucht man vergeblich. Ist seine Anwendung der Kategorie der Exposition eine besondere, ist sie innovativ, ist sie umfassender als üblich? Ist der hier geführte Nachweis von ubiquitär vorhandenen expositorischen Merkmalen vielleicht nur im Einakter möglich? Und was wiederum sagt das über den Einakter aus?

Die offenen Fragen, die die Untersuchung nahelegt, zeigen, dass eine an dramentechnischen Kategorien orientierte, detaillierte Untersuchung durchaus lohnenswert ist, doch sie würde von einem resümierenden distanzierenden Blick auf ihre eigenen Kategorien profitieren.

München

ANNEGRET HEITMANN  
([annegret.heitmann@lrz.uni-muenchen.de](mailto:annegret.heitmann@lrz.uni-muenchen.de))

BJARNE THORUP THOMSEN: *Lagerlöfs litterære landvinding*. Nation, mobilitet og modernitet i *Nils Holgersson* og tilgrænsende tekster. (= Amsterdam Contributions to Scandinavian Studies 3) Amsterdam: Universiteit van Amsterdam/Scandinavisch Instituut, 2007. 182 S.

Im Jahr 2007 feierte der schwedische Klassiker *Nils Holgerssons underbara resa genom Sverige* seinen hundertsten Geburtstag: Der erste Band war im November 1906, der zweite und abschließende Band im Dezem-

ber 1907 erschienen. Sowohl national als auch international ist der phantastische Reise- und Bildungsroman Selma Lagerlöfs größter literarischer Erfolg, der jedoch von bemerkenswerten Ambivalenzen gekennzeichnet ist. So ist *Nils Holgersson* nicht nur aus den Ausgaben der gesammelten Werke Lagerlöfs ausgegrenzt worden, sondern war zudem ein zunächst verhindernder, dann verzögernder Faktor bei der Verleihung des Nobelpreises. Der Widerstand gegen *Nils Holgersson*, konstatiert der vorliegende Band von Bjarne Thorup Thomsen, sei auf zwei Grundzüge des Werkes zurückzuführen: auf dessen Modernität und Hybridität.

Die Modernität und Hybridität des ursprünglich als Lesebuch der Volksschule konzipierten Romans sind der Ausgangspunkt der Untersuchung von Thorup Thomsen. Vor dem Hintergrund der zahlreichen Beiträge und Publikationen zu *Nils Holgersson* präsentiert die dänische Studie eine „Lagerlöf-Neulektüre“, so das Vorwort, indem die fortdauernde Relevanz des Textes im Verhältnis zu den Konzepten von Nation, Natur und Roman hervorgehoben wird. „Snarere end at være et æstetisk handicap udgør *Nils Holgerssons* hybriditet et passende tekstligt habitat for en tematisering af nationen som hybrid form. Tekstens ‚amfibiske‘ karakter og komplekse konstruktionsprincipper kan i sig selv ses som en model for, og ikke bare en afspejling af, nationens ‚komposition‘.“ (23)

In insgesamt fünf Kapiteln, eingerahmt von einer ausführlichen Einleitung und einem Postskriptum, liest Thorup Thomsen Lagerlöfs Erzählung als „konstruktives Projekt“ (26) und setzt dieses zum einen in Beziehung zu aktuellen Theorien des Nationen- und Romanbegriffs, zum anderen zu seinem Kontext: zum langwierigen Entstehungsprozess und dessen politisch-kulturellem Klima, zu zeitlich und thematisch angrenzenden Werken der Verfasserschaft sowie zur kritischen Rezeption. So formuliert die Einleitung als Grundthese der Studie, dass es sich bei *Nils Holgersson* um ein besonders raffiniertes Beispiel eines Textes handle, der das abstrakte Gebilde des Nationalstaates in symbolischer Form gestalte und vermittele, indem die Dialektik von lokal, national und international in eine phantastische Erzählung transponiert werde.

Das erste Kapitel „Kortlægningens diskurs“ diskutiert die Entstehungsgeschichte des vom Schwedischen Volksschullehrerverband initiierten und als landeskundliches Lesebuch geplanten Werkes im Hinblick auf zwei für die Argumentation der Abhandlung wesentliche Aspekte: Auf der einen Seite die Bedeutung der „kartographischen Optik“ (31), die Lagerlöf mit der Reiseroute der Wildgänse sowie dem Motiv des verwandelten, mit den Gänsen fliegenden Kindes entwickelte und deren Konkretisierung im Frühjahr 1905 als Durchbruch in der Entstehungsphase des Werkes gelten kann. Auf der anderen Seite die Bedeutung der im selben Jahr vollzogenen Unionsauflösung zwischen Schweden und Norwegen, die mit veränderten geopolitischen Prämissen und einem grundlegenden Umbruch der nationalen Selbstwahrnehmung einherging. Thorup Thom-

sen beschreibt die Koppelung der figurengebundenen Perspektive mit dem konkreten Panoramablick der Vogelperspektive als die innovativste Technik der Erzählung zur Entschlüsselung des nationalen Territoriums, das es neu zu erfassen und zu charakterisieren galt: ”Denne fornyende perspektivbrug, der altså virkede som en katalysator for Lagerlöfs kreativitet, får som resultat en tekstlig repræsentation af stedet, der har klare lighedstræks med landkortets.” (45)

Die sowohl repräsentative als auch performative Rolle der Topographie wird in den folgenden Kapiteln auf verschiedenen Ebenen der Erzählung erläutert. Das zweite Kapitel ”Hjemmets spændinger” untersucht ausgehend von Michail Bachtins Konzept des chronotopischen Dialogs die Anfangsszene des Romans hinsichtlich der spannungsreichen Konstruktion von Zeit und Raum. Thorup Thomsen legt dar, wie der lokale Ausgangspunkt der Handlung, Nils Holgerssons Elternhaus im südschwedischen Västra Vemmenhög, durch Verfremdung und Relativierung nicht nur in einen größeren nationalen, sondern auch internationalen Kontext gebettet wird. Mit der Relativierung sowohl der lokalen als auch nationalen Heimat markiere der Roman die Einsicht, dass das Nationale nicht an und für sich existiere, sondern gleichermaßen im Verhältnis zu oder in Abhängigkeit von dem Fremden. Indem Lagerlöf die Landesgrenze nicht nur als Separationslinie, sondern auch als Kontinuum gestalte, stelle sie bereits in dieser einleitenden Szene ein essentialistisches Verständnis der Nation in Frage.

Entsprechend diskutiert das dritte Kapitel „Relative landskaber“ die subtile Dekonstruktion traditioneller regionaler und lokaler Abgrenzungen, während zugleich die Vorstellung eines nationalen Zentrums problematisiert wird. Stattdessen konstruiere und konkretisiere der Roman den neuen Gedanken eines „integrierten nationalen Territoriums“. (99) Thorup Thomsen wendet sich damit kritisch gegen eine starke Tradition der *Nils Holgersson*-Forschung, die den Regionalnationalismus und die Identifikation mit der Heimatprovinz, insbesondere Lagerlöfs Heimat Värmland, als Grundprinzipien des Lesebuchs annimmt. Er legt schlüssig dar, dass in der Darstellung der einzelnen Landesteile vielmehr durchgängig ein formgebender Dualismus von Fragmentierung und Zusammenführung, von Differenzierung und Harmonisierung wirksam ist. „I stedet er det tekstens vigtigste ambition [...] at se hele det nationale territorium som et fortløbende felt af hinanden afløsende, interagerende og indbyrdes ’udskiftelige’ regioner.” (100)

Ähnlich wird im folgenden Kapitel „Flok og folk” die heterogene Gemeinschaft der Gänse, in die Nils Holgersson aufgenommen wird, zum einen als Symbol für Mobilität und Grenzüberschreitung, zum anderen als Charakterisierung der hybriden Form der Nation gesehen. Ausgehend von der Figurenkonstellation der Reisegesellschaft untersucht Thorup Thomsen ausführlich an verschiedenen Textbeispielen, welche Grundprin-

zipien des nationalen Zusammenhalts Lagerlöf entwickelt. So formuliere die Erzählung über die narrative Dynamik von Destruktion und Konstruktion zwei elementare Voraussetzungen für den Erhalt der Nation als Schutz- und Lebensraum: „[...] forsvaret mod uautoriseret magtovertagelse eller magtudøvelse samt forhindringen af masseudvandring. Aggressions, politik‘ på den ene side og affolkning på den anden er de centrale temaer i læsebogens behandling af de nationale ’dødsprincipper’.” (122)

Das fünfte Kapitel „Tilsynekomstens roman“ schließlich lenkt den Blick auf die Beschreibung der nördlichen und südlichen Landesgrenzen und deren Bedeutung innerhalb der nationalen Erzählung. Die in der Forschung besonders hervorgehobene Darstellung Norrlands liest Thorup Thomsen paradigmatisch für die relativierende Struktur des Werkes, die einem Verständnis der Nation in Begriffen von Peripherie und Zentrum entgegenwirke. „Teksten udviser en forkærlighed for at fremstille fædrelandets indhold i flerheder. [...] En sådan sideordnende tendens kan forstås som en formel formulering af, hvad vi tidligere har kaldt fædrelandets flade fællesskab, idet den bidrager til at formidle en forestilling om, at det nationale sted består eller befolkes af *serier*, hvis elementer står i et ligestillet-horisontalt snarere end et hierarkisk-vertikalt forhold til hinanden.” (144) Sowohl in der Beschreibung Norrlands als auch spiegelbildlich in der Beschreibung Skånes sei ein grundlegender Zweifel zu erkennen an der Gültigkeit respektive Möglichkeit, die Nation mit festen, unanfechtbaren Konturen zu versehen.

Parallel zu Nils Holgerssons Entwicklung zu einem vorbildlichen Mitbürger, so resümiert das Kapitel, avanciere die Topographie zu einem Vorbild für das Verständnis des Vaterlandes als „dynamische Form“. (153) Die Erzählung erschaffe die Identität des Helden und die Identität des Raumes in einem subtilen Zusammenspiel, so dass von einem Bildungsroman in mehrfacher Hinsicht gesprochen werden könne: „[...] værkets vedvarande relevans kan forbindes med dets demonstration og problematisering af de nationale forestillingers – og romanens – form- og meningsgivende virken. *Nils Holgersson* er, med andre ord, en litterær landvinding.” (155) Das Postskriptum „I de skandinaviske grænselände“ erweitert diese Perspektive über den Roman hinaus und gibt einen Ausblick auf einige kürzere Texte Lagerlöfs, die sich in ähnlich kreativer und offener Weise mit der Thematik der nationalen Abgrenzung auseinandersetzen.

Thorup Thomsens „Neulektüre“ des schon vielfach gelesenen und analysierten Klassikers eröffnet tatsächlich neue und fruchtbare Zugänge, welche die Komplexität und Modernität des Lagerlöfschen Erzählens gerade in diesem Werk, das sich an junge Leser wendet, offenbaren. Die Studie setzt sich über das Bild der nationalromantischen Selma Lagerlöf hinweg und stellt am Text orientiert festgefahrene Traditionen der Forschung in Frage. Die Originalität des Ansatzes wird jedoch etwas über-

deckt durch den Umstand, dass sich die Konzeption der Studie nicht vom traditionellen Diskurs löst: Es ist ein nahezu stereotypes Muster der Forschung zu Lagerlöf im Allgemeinen und zu *Nils Holgersson* im Besonderen, die Textanalysen biographisch zu verankern, indem die umfangreiche Korrespondenz der Autorin als Stütze der Argumentation herangezogen wird. Die theoretische Reflexion des vorliegenden Bandes wäre ohne dieses Verfahren, das einige Redundanz impliziert, gut ausgekommen: Durch neue Blickwinkel bereichert und belebt sie die Diskussion rund um *Nils Holgersson* und lädt zur weiteren literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem nun hundertjährigen Text ein.

Den Haag

ANGELIKA NIX  
(angelika.nix@skandinavistik.uni-freiburg.de)

ANNE BRÜMMER: *Smerte, sorg og fortvilelse*. Krankheit in der skandinavischen Gegenwartsliteratur (Texte und Untersuchungen zur Germanistik und Skandinavistik, Band 61) Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang, 2010. 263 S.

Anne Brümmers Kieler Dissertation befasst sich mit dem Thema Krankheit – genauer: mit Darstellungen von Krebs, Aids und psychischen Krankheiten – in der skandinavischen Gegenwartsliteratur. Brümmer geht es darum, aus der Analyse literarischer Krankheitsbeschreibungen Einsichten in „gesamtgesellschaftliche Entwicklungen und disziplinübergreifende Diskurse“ (S. 11) über diese Krankheiten zu gewinnen; es geht ihr um etwas, das sie als spezifisches „Zeitbewusstsein“ im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert bezeichnet. Sie will also die Konjunkturen bestimmter gesellschaftlicher Thematisierungen von Krankheit untersuchen, nicht zuletzt, indem sie sich interdiskursiven „Wechselbeziehungen“ oder auch „Schnittstellen“ (S. 27) zwischen literarischen und medizinischen Diskursen widmet. Brümmer geht es um die Gründe der „Attraktivität der jeweiligen Krankheit für die Literatur“ und um die „Funktion“ der Verwendung von Krankheitsmotiven – sie unterscheidet dabei zwischen „biographisch-kritischen“, „moralisierenden“ und „gesellschaftskritischen“ Funktionen (S. 14). Die Stärke der Arbeit, das gleich vorweg, liegt allerdings eher in der einfallsreichen Interpretation von Krankheitsmotiven im Blick auf deren erzählerischen Einsatz als in der Analyse ihrer gesellschaftlichen Kontexte.

Das liegt an ihrer Herangehensweise. Brümmer nähert sich dem Thema durch exemplarische Lektüren einer Reihe von Romanen, die zum Teil höchst unterschiedlichen Genres entstammen. Pro „Pathologie“ liest sie jeweils zwei (im Fall der Geisteskrankheit drei) Bücher eingehender. Obwohl sie diesen Lektüren jeweils einen kursorischen Überblick über

die Häufigkeit der jeweiligen Krankheit als Motiv in den skandinavischen Literaturen der zurückliegenden Jahrzehnte voranstellt, bleiben ihre „Samples“ mit Blick auf die Geltungsweite der abgeleiteten Thesen doch problematisch. Es erstaunt kaum, dass die Autorin angesichts ihres Befundes, dass die Krankheitsdarstellungen sich teils stark unterscheiden, selbst von einem „(zu) weiten Feld“ (S. 165 f.) spricht.

Brümmer arbeitet beispielsweise zwei zentrale „Funktionen“ der Krebsdarstellung im Skandinavien der Gegenwart heraus: einerseits die Verfertigung von „Lebensbilanzen“ bestimmter „Krebspersönlichkeiten“, die dazu dienen sollen, die Folgen einer „unterdrückten“ Persönlichkeitsentfaltung zu thematisierten – und andererseits die Enttabuisierung der Sterbehilfe. Sie stützt sich dabei letztlich auf zwei Romane, deren Veröffentlichungsdaten Jahrzehnte auseinanderliegen – Lars Gustafssons „En biodlares död“ (1978, deutsch: „Tod eines Bienenzüchters“, 2007), und Linn Ullmans „Nåde“ (2002, „Gnade“, 2004). Reicht das, um auf ein jeweiliges gesellschaftliches „Zeitbewusstsein“ zu schließen? Der Rezensent zumindest ist skeptisch. Daran ändert auch nichts, dass die einzelnen Analysen – zum Thema Aids betrachtet Brümmer eingehender Henning Mankells in Afrika angesiedelten Roman „Eldens gåta“ (2003, „Das Rätsel des Feuers“, 2002) und Elin Brodins Jugendroman „Kjære Timo“ (1989, „Lieber Poti“, 1993), zum Thema „psychische Krankheit“ Ingvar Ambjørnsens „Utsikt til Paradiset“ (1993, „Aussicht aufs Paradies“, 1998) Karin Fossums Kriminalroman „Den som frykter ulven“ (1997, „Wer hat Angst vorm bösen Wolf“, 1998) und Einar Már Guðmundssons „Englar alheimsins“ (1995, „Engel des Universums, 1993) – zum Teil transparent formuliert und aufschlussreich sind, die Belegstellen gut gewählt, auch wenn diese Passagen manchmal von schlichten Zitat-Paraphrasen und psychologisierenden Interpretationen durchzogen sind.

Nicht nur die Repräsentativität des Materials ist problematisch, es ist auch unklar, was eigentlich mit „Gesellschaft“ gemeint ist. Brümmer wirft mal einen Blick auf politische, mal auf massenmediale, mal auf medizinische Kontexte. Diese eher willkürlich anmutenden Ausblicke – etwa eine cursorische Darstellung des rigiden Umgangs der schwedischen Behörden mit Aidskranken in den 1980er Jahren – sind zwar für sich genommen meist interessant, sie werden aber nicht wirklich auf die untersuchten literarischen Texte bezogen. Brümmer unternimmt keine Rezeptionsanalysen, sie fragt nicht nach intertextuellen oder im weiteren Sinne interdiskursiven Beziehungen zwischen „Literatur“ und „Gesellschaft“. Besonders deutlich wird das, wenn man sich die etwas defätistische Frage erlaubt, warum hier überhaupt „Skandinavien“ als analytischer Rahmen gewählt wurde – nicht zuletzt, wenn die Autorin eingesteht, dass zum Beispiel Aids-Schilderungen in den skandinavischen Literaturen allenfalls ein „Randp hänomen“ (S. 115) darstellen. Brümmer unternimmt keinerlei Versuch, gewissermaßen spezifisch nordeuropäische Eigenarten

oder innerskandinavische Unterschiede der Thematisierung von Krankheit im späten 20. Jahrhundert herauszuarbeiten, und das, obwohl gerade die Besonderheiten der Körperpolitiken und damit verbunden der veränderlichen diskursiven Grenzziehungen zwischen „gesund“ und „krank“ in den skandinavischen Wohlfahrtsstaaten ein äußerst ertragreiches Thema sind, man denke nur an die Stichworte Eugenik und Gesundheitserziehung.

Es ist davon auszugehen, dass Brümmers Dissertation für die DUCKfassung gekürzt wurde, aber es fällt dennoch manchmal schwer, den Eindruck abzuschütteln, dass hier wichtige Teile der Forschung ignoriert wurden. Die Einbeziehung gesellschaftlicher Diskurse stützt sich – neben der überschaubaren Sekundärliteratur – auf knapp 20 Internetquellen. Bei aller Skepsis gegenüber Materialschlachten in Dissertationen: Das ist nicht genug. Auch der Forschungsstand ist einfach zu kurz geraten; es ist sogar schlicht falsch, wenn es hier heißt, es gebe „kaum Untersuchungen, die sich mit dem Thema Krankheit in der [skandinavischen] Literatur auseinandersetzen“ (S. 17). Auch wenn das 19. Jahrhundert nicht Brümmers Zeitraum ist – allein ein Blick in die Forschung zum Themenkomplex Ibsen/Syphilis beweist das Gegenteil. Überraschend ist ihr Urteil auch, da sie sich offenbar in ihrer Magisterarbeit mit dem Thema Krankheit in der skandinavischen Literatur der Jahrhundertwende befasst hat.

Es reicht nicht, wenn die Autorin ihren (ohnehin gewagten) knappen Überblick über die Medizingeschichte seit der Antike auf zwei Lexikonartikel und ein Handbuch stützt. Im Literaturverzeichnis fehlen zentrale Namen der Forschung zu Gesundheit und Krankheit – um nur einige zu nennen: Karin Johannisson (etwa mit Blick auf die schwedische Körpergeschichte), Sander Gilman (zum Thema Pathologisierung als Grenzziehungspraxis), Joachim Radkau oder Alain Ehrenberg (zum diskursiven Charakter psychischer Erkrankungen in Geschichte und Gegenwart). Überhaupt gibt es insbesondere zum Topos „psychische Krankheit“ in der Literatur ein kaum mehr überblickbares Forschungsfeld – bei Brümmer taucht aber als theoretische Literatur in Sachen „Wahnsinn“ eigentlich nur Michel Foucaults Erstlingswerk „Psychologie und Geisteskrankheit“ auf, ohne dass im Text genauer darauf eingegangen wird. Stattdessen erscheint an den verschiedensten Stellen Susan Sontag. So verdienstvoll nun deren essayistische Pionierleistung zum Thema Krankheitsmetaphern ist – hätte man sich nicht doch fragen können, ob Sontags Texte, die teils lange vor den Büchern entstanden, die Brümmer untersucht, nicht eher als Teil etwa des Aidskurses der 1980er und 90er Jahre zu betrachten sind, als dass sie als Interpretationshilfe taugen? Es kommt manchmal einer *self-fulfilling prophecy* gleich, wenn Brümmer in den Romanen immer wieder die Sontag'schen Thesen herausarbeitet.

Angesichts solcher Theoriedefizite verwundert es kaum, dass Brümmer sich zwar einerseits offenbar einem konstruktivistischen Zugang verpflichtet sieht, also die Kategorien „gesund“ und „krank“ als historisch

variable Zuschreibungen definiert (S. 19, 23), andererseits aber immer wieder ein eher essentialistisches Krankheitsverständnis offenbart, dass sich nicht zuletzt in den gewählten Begriffen niederschlägt: Wäre es nicht zum Beispiel besser, das Wort „krankhaft“ in einer solchen Arbeit prinzipiell in Anführungsstriche zu setzen?

Es ist schade: Gerade die spannende Frage nach der Bedeutung der Literatur mit Blick auf den *Wandel* der Definitionsmacht über, der Perpetuierung und Problematisierung von Normalisierungs- und Pathologisierungsvorgängen, stellt Brümmer selten. Gleiches gilt für die in der Einleitung eher *en passant* erwähnte Frage nach den Freisetzungspotentialen der Pathologisierung, den durch Alteritätskonstruktionen geöffneten Handlungsspielräumen. Letztlich entsteht bei Brümmer der Eindruck, dass Literatur allenfalls die Funktion eines kritischen Korrektivs gesellschaftlicher Doppelmoral oder Indifferenz hat. Ihr Buch bietet lesenswerte Interpretation des Krankheitsthemas in einer Handvoll schwedischer, norwegischer und isländischer Prosatexte, man hätte sich aber doch gewünscht, dass die Autorin entweder die Geltungsweite ihrer Thesen eingeschränkt, oder aber ein überzeugenderes methodisches Instrumentarium zur Analyse der Wechselwirkung zwischen literarischen und im weiteren Sinne „gesellschaftlichen“ Diskursen um Gesundheit und Krankheit entwickelt hätte – gerade auch hinsichtlich der Frage, welche Besonderheiten diese in Skandinavien aufweisen.

Washington, D.C.

DAVID KUCHENBUCH  
(david.kuchenbuch@uni-oldenburg.de)

JAKOB LØKKE: *Modersmaalets Formlære i udførlig Fremstilling*. Oslo: Novus forlag, 2009. 303 S.

Jakob Løkkes *Modersmaalets Formlære i udførlig Fremstilling* von 1855 liegt nun in einer Neuauflage von Svein Lie im Auftrag von Det norske språk- og litteraturselskap vor. Zusammen mit Knud Knudsens *Haandbog i dansk-norsk Sproglære* von 1856 bildet sie die wichtigste Quelle des im 19. Jh. verfügbaren Wissens über die damalige dänisch-norwegische Sprachform, die später Riksmål (der Name wurde von Bjørnstjerne Bjørnson 1899 eingeführt) genannt werden sollte. Løkkes Darstellung ist der erste Versuch, diese Varietät, die im Spannungsfeld zwischen norwegischer Mündlichkeit und dänischer Schriftlichkeit entstanden ist, anhand der historisch-vergleichenden Methode darzustellen. Die Grammatik bezieht sich durchgehend auf das Altisländische/Altnorwegische, während sie – aus heutiger Sicht unbefriedigend – ostnordische und insbesondere altdänische Eigentümlichkeiten wenig beachtet. Knudsens Werk hingegen



ist – eventuell als direkte Reaktion auf Løkkes Grammatik – synchron-deskriptiv, womit es junggrammatische Positionen vorwegnimmt.

Für die Geschichte der Riksmål-Grammatikschreibung ist die Feststellung wesentlich, dass sich Løkke vieler Unterschiede zum Dänischen bewusst ist. Damit wird eine sprachliche Eigenständigkeit markiert. So gibt Løkke z. B. an, dass *Døgn* in norwegischer Alltagssprache als „Døgn“ (d. h. – anders als im Dänischen – monophthongisch und mit dorsovelarem Nasal) realisiert wird. Auch streicht er heraus, dass das Norwegische im Plural dort ein reflexives Possessivpronomen verwendet („de droge sin Vei“), wo im Dänischen ein nicht-reflexives Pronomen („de droge deres Vei“) steht. Des Weiteren vermerkt Løkke zu Verben wie *flaa/flaede*, dass dieses Präteritum eigentlich unzutreffend sei und es entsprechend der norwegischen Aussprache *flaa/flaadde* heißen müsste. (Knud Knudsen greift diese Form in *Hvem skal vinne?* von 1886 auf, offiziell wurde sie ins Riksmål erst mit der Reform von 1907 aufgenommen.)

Wie üblich ersetzt Lies Ausgabe die Frakturschrift durch Antiqua und setzt ursprüngliche Antiquastellen kursiv. Am Seitenrand steht die Originalpaginierung. Offensichtliche Tippfehler sind korrigiert, grammatisch fehlerhafte Formen wie z. B. *forekommer* bei pluralischem Subjekt bleiben jedoch (als Zeugnis einer gesprochen sprachlich induzierten Schreibunsicherheit) unverändert. Lies Einleitung enthält zudem eine nützliche Liste mit Erläuterungen sowohl zu Personen als auch zu nicht mehr gebräuchlichen Wörtern.

Greifswald

CHRISTER LINDQVIST  
(lindqvis@uni-greifswald.de)

HÖSKULDUR THRÁINSSON: *The Syntax of Icelandic*. (= Cambridge Syntax Guides) Cambridge u. a.: Cambridge University Press 2007. xii + 563 S.

Das vorliegende Werk von Höskuldur Thráinsson – 2007 erschienen und seit kurzem auch als Paperback erhältlich – darf zweifellos als die wichtigste Referenz zur Syntax des modernen Isländischen bezeichnet werden, und zwar gleichermaßen für skandinavistisch-sprachwissenschaftlich wie auch für allgemein-linguistisch Interessierte.

Die neun Kapitel des Buches behandeln den Kanon syntaktischer Phänomene, darunter die Satzgliedstellung und die Struktur des einfachen Satzes (Kap. 2), phraseninterne Stellungsregeln (Kap. 3), Passive und Verwandtes (Kap. 5), Präsentationskonstruktionen (Kap. 6) oder den komplexen Satz mit finiten und nicht-finiten Komplementen und Adjunkten (Kap. 8); es werden aber auch die Schnittstellen zur Informationsstruktur (z. B. Herausstellungsstrukturen, Fokus-Konstruktionen, Kap. 7)

und zur Semantik (Kasus und semantische Rollen, in Kap. 4) sowie transphrastische Phänomene (Pronominalisierung, Kap. 9) ausführlich vorgestellt und diskutiert.

Dass die Darstellung generativ orientiert ist (insbesondere am Prinzipien und Parameter-Modell), stellt keine Überraschung dar, wenn man die Arbeiten des Autors kennt. Man mag dieser Richtung anhängen oder ihr skeptisch gegenüber stehen, in jedem Falle wird man nicht umhin kommen anzuerkennen, dass sie den vorherrschenden Rahmen für syntaktische Arbeiten zu den nordgermanischen Sprachen aus den letzten drei bis vier Jahrzehnten darstellt, und der Autor nimmt immer wieder auf ein beeindruckendes Spektrum dieser Arbeiten Bezug. Andere theoretische Ansätze einschließlich einschlägiger Literatur sind in Höskuldur Thráinsson's „Syntax des Isländischen“ in weitaus geringerem Umfang repräsentiert. Dies räumt der Autor im Vorwort auch freimütig ein, verbunden mit der Hoffnung, dass dessen ungeachtet syntaktisch Interessierte wie z. B. fortgeschrittene Studierende die Darstellung mit Gewinn rezipieren können, auch wenn sie keine genuinen Generativisten sind. Als eine Art Hilfestellung werden denn auch wichtige, zu Grunde liegende Konzepte des Modells wie z. B. das postulierte X-Bar-Schema oder die generative Variante semantischer Rollen ( $\theta$ -Rollen) an den erforderlichen Stellen einfühend erläutert. Unübersehbar stehen aber die sprachlichen Phänomene des Isländischen im Mittelpunkt und nicht die eher technische Seite des verwendeten Formalismus.

Das Einleitungskapitel macht das Lesepublikum in aller Knappheit mit der genetischen Affiliation des Isländischen vertraut, wobei insbesondere die Nähe zum Färöischen betont wird – wie überhaupt das Färöische als wichtigste Vergleichssprache durchgehend immer wieder herangezogen wird. Das ist natürlich kein Zufall, denn hier fließen in größerem Umfang Erkenntnisse aus der unter wesentlicher Beteiligung von Höskuldur Thráinsson wenige Jahre zuvor fertig gestellten Grammatik des Färöischen ein (vgl. HÖSKULDUR THRÁINSSON et al.: *Faroese: a handbook and reference grammar*. Tórshavn: Føroya Fróðskaparfelag, 2004; rezensiert von Christer Lindqvist in *Skandinavistik* 35/1). Diese vergleichenden Perspektiven sind ausgesprochen lohnend; Bezüge zu syntaktischen Phänomenen der festlandskandinavischen Sprachen erfolgen hingegen „more anecdotal“ (1), ohne deshalb jedoch weniger aufschlussreich zu sein. Die Grundzüge der nominalen und der verbalen Morphologie einschließlich der entsprechenden Kongruenzphänomene werden anschließend auf den restlichen Seiten des Einleitungskapitels vorgestellt, allerdings nur in dem Umfang, wie es für das Verständnis der syntaktischen Phänomene erforderlich ist. Für erschöpfende Informationen zur Morphologie verweist der Autor auf bestehende Darstellungen wie z. B. die bekannte Grammatik von Bruno Kress (*Isländische Grammatik*, Leipzig: Verlag Enzyklopädie, 1982).

Die acht eigentlichen syntaktischen Kapitel weisen eine generelle Zweiteilung auf: Jedes Kapitel beginnt mit einem ausführlichen deskriptiven Überblick des syntaktischen Phänomenbereichs, woraufhin in einem zweiten Hauptabschnitt jeweils „Some theoretical and comparative issues“ thematisiert werden. Dies ist m. E. eine ausgesprochen gelungene Konzeption und eine der großen Stärken dieses Werkes. Dass sich, wie bereits angedeutet, „vergleichend“ auf den Vergleich mit dem Färöischen, teils mit den festlandskandinavischen Sprachen und gelegentlich mit anderen germanischen Sprachen (Englisch, Deutsch) beschränkt und nicht vergleichend im Sinne der Sprachtypologie bedeutet, ist ein bisschen schade, da das Isländische ohne Zweifel auch aus funktional-typologischer Perspektive Anlass zu interessanten Überlegungen bietet.

Für meine eigenen Forschungsinteressen am ergiebigsten haben sich die deskriptiven Abschnitte und sprachvergleichenden Diskussionen zur Reflexivität und dabei insbesondere zu „Long-Distance Reflexives“ in Kap. 9 erwiesen sowie die Darstellung und die Analysen von nicht-kanonischen Subjekten in Kap. 4, vgl. z. B. AKK bei gruna ‚befürchten‘ (4.30 b.), DAT bei leiðast ‚sich langweilen‘ (4.31 a.), GEN bei gæta ‚bemerkbar sein‘ (4.32 a.). Was die Letzteren betrifft, wird in den zugehörigen Abschnitten denn aber doch die Bezugnahme auf den einschlägigen Beitrag von Avery D. Andrews vermisst („Noncanonical A/S-marking in Icelandic“, in: *Non-canonical marking of subjects and objects.*, hrsg. von ALEXANDRA Y. AIGHENVALD / ROBERT M.W. DIXON / MASAYUKI ONISHI, Amsterdam u. a.: Benjamins, 2001, 85–112). Dessen ungeachtet werden beide Phänomene materialreich und instruktiv dargestellt, jeweils einschließlich der Bezugnahme auf Parallelen und – manchmal deutliche, manchmal feine – Unterschiede auch zu den festlandskandinavischen Sprachen.

Die Organisation des Textes in einer übersichtlichen, flachen Struktur der Kapitel mit höchstens drei bis vier Gliederungsebenen überzeugt, die zahlreichen und zum Teil sehr ausführlichen Fußnoten im Umfang von bis zu einer dreiviertel Seite hingegen lassen die Frage aufkommen, ob nicht manche der darin skizzierten Diskussionen einen Platz im Haupttext verdient hätten (vgl. z. B. die umfangreiche FN 9 auf S. 34 f.). Alle Beispiele sind nummeriert und je nach thematischem Fokus des Kapitels bzw. Abschnitts ausreichend detailliert und klar nachvollziehbar interlinearisiert (eine Ausnahme hiervon ist der altisländische Beispielsatz (i) in FN 18 auf S. 109). Die Provenienz der verwendeten Beispiele, ob es sich also um introspektiv gewonnene Daten des Autors selbst oder um aus anderer Literatur oder vielleicht aus Korpora übernommen Beispiele handelt, wird leider nicht mit der Deutlichkeit angegeben, wie man sie v. a. aus typologischen Arbeiten kennt und schätzt. Ob man in „Linguisten-Beispielsätzen“ wie 4.38 b. (Það býður \*stelpunum / sumum stelpum við setningafræði ‚Syntax makes some girls sick.‘) einen unterhaltsamen Zu-

satznutzen entdecken mag, ist sicherlich Geschmacksache. Ich selbst würde stets anstreben, syntaktische Phänomene wenn irgend möglich anhand von Korpusbelegen nachzuweisen bzw. zu illustrieren. Für einen Generativisten spielt dies allerdings eine untergeordnete Rolle, der Zugriff auf die Sprachkompetenz und auf die Intuition wird hier als ausreichend angesehen. Dem Autor die Sprachkompetenz im Isländischen in irgend einer Weise absprechen zu wollen, wäre gewiss grotesk; dennoch können Zweifel angemeldet werden, ob die Abstufungen der Grammatikalität, mit denen Höskuldur Thráinsson operiert, tatsächlich praktikabel und zuverlässig sind. Die intuitive Beurteilung der Grammatikalität ist bekanntlich ein generelles Problem der introspektiven Methode, und dies gilt umso mehr, wenn ein ganzes Bündel theoretischer Vorannahmen in die Beurteilung mit eingebracht wird. Kurzum, die Validität der getroffenen Aussagen kann durch eine Überprüfung anhand von Korpusdaten nur gewinnen. Konkret geht es um die sechsteiligen (!) Abstufungen \*\* - \* - ?\* - ?? - ? - (?), die ungefähr zu übersetzen wären als \*\* ‚äußerst ungrammatisch‘ - \* ‚ungrammatisch‘ - ?\* ‚ziemlich ungrammatisch‘ - ?? ‚grammatisch sehr zweifelhaft‘ - ? ‚grammatisch zweifelhaft‘ - (?) ‚grammatisch etwas zweifelhaft‘; als \*\* werden z. B. die Passiv-Beispielsätze 5.34 markiert – womit verdienen sich diese zweifellos ungrammatischen Sätze aber ihren zweiten Asterisk? Oder wäre evtl. sogar noch \*(\*) als eine weitere Abstufung erforderlich bzw. gerechtfertigt, wenn es um ungrammatische Strukturen geht? Das Auftreten einer semantischen (oder pragmatischen) Anomalie wird hingegen durch das Zeichen \$ markiert – doch sogar hier findet sich eine Verdoppelung des Zeichens zu \$\$, das offenbar eine besonders drastische Anomalie anzeigen soll (vgl. Bsp. (ii) in FN 64 auf S. 232). Erfüllt ein Syntagma nicht im Standard, sondern substandardlich bzw. in einem Dialekt das Kriterium der Grammatikalität, so wird dies durch das Symbol % gekennzeichnet (vgl. die schwedischen Beispiele 2.101, 2.102 oder 3.19 für das Isländische). Dass dies eigentlich eine unnötige Kennzeichnung ist, wird klar, wenn man versteht, dass Substandardvarietäten schlichtweg ein anderes syntaktisches System (evtl. mit mehr Variation!) aufweisen als die Standardvarietät. Abgesehen davon ist aber als besonders positiv zu vermerken, dass immer wieder auch Nichtstandardvarietäten in die Diskussion einbezogen werden. Immerhin gibt es gute Argumente dafür, dass sie gegenüber den durch sprachplanerische Eingriffe massiv beeinflussten Standardvarietäten z. B. im Hinblick auf sprachvergleichende und auf Fragestellungen des Sprachwandels sogar die geeigneteren Forschungsobjekte darstellen (vgl. z. B. KORTMANN, BERND (Hg.). *Dialectology meets typology: dialect grammar from a cross-linguistic perspective*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter, 2004).

Ein sehr detaillierter Sachindex, eine umfangreiche Bibliografie mit Titeln auf Englisch, Isländisch, Färöisch, Skandinavisch und auch man-

chen auf Deutsch, ein Sprachen- und Dialektindex sowie ein AutorInnenindex beschließen den Band. Charmant an Bibliografie und AutorInnenindex ist, dass die – selbstredend zahlreichen – isländischen AutorInnen nicht nach dem vermeintlichen Nachnamen geordnet erscheinen, sondern nach ihren vollen Namen, also z. B. Halldór Ármann Sigurðsson und eben nicht: Sigurðsson, Halldór Ármann; die Sonderzeichen in den Alphabeten der nordgermanischen Sprachen werden dann aber doch nach kontinentalem Muster ohne Berücksichtigung von Diakritika ins englische Alphabet eingeordnet (z. B. <á> wie <a>) bzw. transliteriert (z. B. <th> für <þ>). Durch die Indices wird das Buch durchaus auch als Nachschlagewerk sehr gut erschließbar – dennoch sei an dieser Stelle die Ganzlektüre empfohlen, handelt es sich bei der *Syntax of Icelandic* von Höskuldur Thráinsson doch um ein Referenzwerk, an dem alle, die sich ernsthaft mit der Syntax des Isländischen beschäftigen, definitiv nicht vorbeikommen.

Erfurt

KLAUS GEYER  
(klaus.geyer@uni-erfurt.de)

MARTIN SKJEKKELAND: *Språk og samfunn i endring*. Ein studie av tilhøvet mellom lokal identitet og talemålsutvikling. Oslo: Novus forlag, 2009. 261 S. einschl. Anhängen

Die vorliegende Untersuchung reiht sich in eine bemerkenswerte Serie anderer soziolinguistisch orientierter Arbeiten zu norwegischen Dialekten und deren Wandel ein, von denen alle wichtigen in den einleitenden 7 Kapiteln ausführlich gewürdigt werden. In dem vorliegenden Fall geht es um den Sprachgebrauch von 41 Jugendlichen in Kvinesdal (in West-Agder), einem südwestlichen Gebiet Norwegens, das (im Westen) als nächst größere Stadt Flekkefjord als Nachbarn hat, das aber auch (im Osten) nicht allzu weit von der Metropole Südnorwegens, Kristiansand, entfernt ist. Der Autor selbst stammt aus dieser Gegend und hat sich mit Unterbrechungen viele Jahre in Kvinesdal aufgehalten, so dass er als intimer Kenner der früheren wie der heutigen sprachlichen Verhältnisse in dieser Gegend gelten kann.

Martin Skjekkeland (Skj.) legt nach seiner, auch dialektbezogenen, lexikalischen Studie *Tysk-danske lånord i nynorsk og i bygdemåla. Om ein frisk debatt – og om ei gransking av ordtilfanget i to bygdemål*. Kristiansand 1999, wiederum eine bemerkenswerte Untersuchung vor, die sowohl was den theoretischen Hintergrund wie was die Empirie angeht, ein beachtliches Niveau aufweist. Als zentrale Fragen werden u.a. diskutiert, welche Dialektmerkmale sich bei den Jugendlichen in diesem Gebiet geändert haben und welche erhalten geblieben sind, sowie wie sich die lo-

kale Identität sprachlich äußert. Damit legt Skj. einerseits einen wichtigen Beitrag zu dem Bereich ‚Sprache und Persönlichkeit‘ vor, indem er Personentypen mittels psychosozialer Faktoren zu (er)fassen sucht. Andererseits geht es ihm darum zu zeigen, wie sich der örtliche Dialekt bei der jungen Generation erhalten hat, wobei Skj. sich insbesondere dafür interessiert, in welchen Bereichen es Systemvereinfachungen durch Dialektausgleich bzw. durch Mischung mit überregionalen umgangssprachlichen Varietäten gegeben hat.

Diese Untersuchung gliedert sich in zwei große Teile: Teil I umfasst die theoretischen Überlegungen zur heutigen Dialektologie. Er bietet einen sehr sachkundigen, umfassenden und gut lesbaren Überblick seit William Labovs Untersuchungen zur Stadtsprache von New York aus dem Jahr 1966. Der Schwerpunkt liegt natürlich auf den Untersuchungen zum Norwegischen und seinen Dialekten/Varietäten. Dieser Teil der Arbeit (bis S. 95) eignet sich gut für eine Einführung in die neuere Dialektologie Norwegens und in die dort diskutierten Faktoren. Es werden u.a. in 7 Kapiteln Faktoren wie Persönlichkeit, Unterschiede zwischen berichtetem und tatsächlichem Sprachgebrauch sowie die Stadt-Land-Problematik beleuchtet. Im folgenden Teil (T. II) geht es um die empirischen Untersuchungen von Jugendlichen in Kvinesdal hinsichtlich ihres faktischen mündlichen Sprachgebrauchs sowie der Einschätzungen, die sie von sich und den von ihnen verwendeten Varietäten haben. Das Spektrum der insgesamt 16 Kapitel umfasst neben Demographischem und Technischem zur Datenerhebung Bereiche wie Sprache und Persönlichkeit, Sprache und soziale Variablen, Sprache und soziale Netzwerke, Sprachhaltungen, Korrelate mit anderen sozialen Variablen bis hin zu Zusammenfassungen des konkreten Sprachgebrauchs dieser Jugendlichen und dem Herausarbeiten der wichtigsten Entwicklungslinien der gesprochenen, dialektgeprägten Umgangssprache in einem Teil West-Agders.

Neu und vielversprechend sind Skj.s Ausführungen zu dem, was er typisierend als „homo domesticus“ und als „homo dynamicus“ bezeichnet, wobei es auch einen Zwischentyp gibt. Der erste überwiegt in Kvinesdal zu 59,5 %, während sich dem zweiten nur 37,2 % der Probanden zuordnen ließen. Auf diese Prototypen werden nun verschiedene sprachliche, soziale und psycho-soziale Faktoren bezogen und mit den entsprechenden, von Skj. als charakteristisch ermittelten 24 sprachlichen Indikatoren korreliert. Eine Zusammenfassung aller Details zu geben, ist in diesem Rahmen nicht möglich. Dennoch kann festgehalten werden, dass es – wie im Zeitalter großräumiger Kommunikation und der Dominanz überregionaler Sprachformen nicht anders nicht zu erwarten – zu Systemvereinfachungen, d. h. zum Abbau dialektaler Merkmale in den meisten Bereichen kommt. Dieser Ausgleich vollzieht sich eher Richtung Westen, d. h. nach Flekkefjord hin. Andererseits ist aber auch ganz allgemein eine starke Expansion küstenmundartlicher Züge ins Landesinnere im Südwest-

ten Norwegens zu beobachten. Die Regionalisierung wie die Dialektnivellierung schreiten also, wie fast überall, deutlich voran.

Kritisieren könnte man die Art der Datenerhebung, die zwar sehr gründlich und umfangreich ist, die aber dennoch gewisse Tücken hat. Die beiden Fragebögen sind sehr umfänglich, so dass für die veranschlagte zweistündige (!) Bearbeitungszeit von deutlichen Ermüdungserscheinungen bei den jugendlichen Probanden auszugehen ist. Hinzu kommt noch die Problematik der Selbsteinschätzung. Die später geführten Interviews liefen dann zwar sehr viele objektsprachliche Daten, die jedoch, um überhaupt in ihrer Fülle bearbeitet werden zu können, auf ein Raster von 24 Kenngrößen (überwiegend bestehend aus phonologischen und morphologischen Merkmalen) bezogen werden, um dann wiederum auf Prototypen projiziert werden zu können. Was wie in den meisten dialektologischen Untersuchungen unbeachtet bleibt, sind (a) die Person des Interviewers, hier eines Vertreters der Heimatregion der deutlich älteren Generation, sowie (b) die Erwartungen, die mit einer solchen Untersuchung einher gehen (cui bono?). Kann man sicher sein, dass diese beiden Faktoren sich nicht doch irgendwo als den Sprachgebrauch steuernd niederschlagen? Ob man einem Fremden gegenüber je wagt, eine deutliche mundartliche Prägung zu offenbaren? Welche Rolle spielen hier die Faktoren Vertrautheit, Intimität, aber auch die (erwartete?) Selbstdarstellung als kompetenter Sprecher?

Dennoch, eine sehr lesenswerte Untersuchung, deren erster Teil einen ausgezeichneten Überblick über die moderne norwegische dialektologische und soziolinguistische Forschung gibt. Aber auch die Ergebnisse des empirischen Teils können deutlich machen, wie komplex das Zusammenspiel verschiedenster Faktoren beim Sprachwandel in statu nascendi ist.

Hamburg

KURT BRAUNMÜLLER  
(kurt.braunmueller@t-online.de)

HJALMAR P. PETERSEN / JONATHAN ADAMS: *Faroese. A Language Course for Beginners*. Bd. 1 *Grammar*, Bd. 2 *Textbook* mit CD. [Hoyvík:] Stöðin, 2009. 303 S., 399 S.

TUMMAS LENVIG: *Tað ið føyroyskt málstrev byrjaði – viðrák og andróður 1888–1900*. [Vestmanna:] Sprotin, 2009. 200 S.

PÁLL ISHOLM: *Fátt er betri – 1196 orðatøk á føyroyskum* –. [Syðrugøta:] Forlagið Brattalið, 2009. 113 S.

Zu den herausragendsten färöischen Neuerscheinungen 2009 gehört das Lehrwerk *Faroese. A Language Course for Beginners*, das hauptsächlich aus dem Unterricht des Faroese Summer Institute hervorgegangen ist.

Das zweibändige Werk umfasst ein Lehrbuch samt CD und eine Grammatik. Das Lehrbuch gliedert sich in 15 Kapitel, die in englischer Sprache die wichtigsten Bereiche der Morphologie und Syntax – stets mit Verweisen zum Grammatikband – erklären. Lesetexte, Dialoge, Briefe und andere Textsorten (anfangs mit englischer Übersetzung) behandeln Situationen aus dem färöischen Alltag, greifen aber auch Themen aus der Geschichte und der Landeskunde auf. Neben den dazugehörigen Wortlisten finden sich Zusammenstellungen mit nützlichen Alltagsphrasen. In englischsprachigen Textabschnitten werden weitere landeskundliche Besonderheiten erklärt und ansprechend illustriert. Geschickt sind hierbei wichtige färöische Wörter in Klammern und fett gedruckt nach der englischen Erörterung eingeflochten. Am Seitenrand ist durch ein Symbol angegeben, welche Texte sich auf der sehr nützlichen CD-ROM mit MP3-Dateien befinden (diese stehen ebenfalls auf der Homepage des Verlages). Die Autoren geben an, dass die Aussprache des Lehrwerks – das Färöische kennt keine Standardlautung – auf den westlichen Dialekten und teilweise auf den Dialekten von Nord-Streymoy und Eysturoy basiert. So findet sich auf der CD für *hvaðani* sowohl vágartypisches [ei:] (Spur 18) als auch [ɛ:] (Spur 3), während die Transkriptionen lediglich [ɛ:] (Grammatik, S. xi) verzeichnen. Ein Brief aus Fámjin (S. 324) wird hingegen mit einigen Merkmalen der Suðuroyer Mundart vorgetragen.

Da man färöische Alltagssprache vermitteln will, gerät man zwangsläufig in eine gewisse Opposition zu den oftmals eher puristischen offiziellen Darstellungen des Färöischen. Besonders augenfällig wird dies im Lehrbuch dadurch, dass rein schriftsprachliche Wörter und Wendungen durch ein besonderes Symbol als für die Mündlichkeit ungeeignet hervorgehoben werden. Die gängigen Wörterbücher verfahren hingegen umgekehrt: Sie geben rein Mündliches – sofern überhaupt verzeichnet – als stilistisch markiert an.

Das Lehrbuch schließt mit Auflösungen zu den in die Kapitel eingebauten Aufgaben sowie mit einem etwa 3500 Lemmata umfassenden färöisch-englischen Wörterverzeichnis, das auch grammatische Angaben enthält.

Die Grammatik ist in 16 Kapitel aufgeteilt und stellt die Grundzüge des färöischen Sprachsystems dar. Gleich dem ersten Kapitel merkt man an, dass die Färöischlernenden im Blickpunkt stehen: Es fasst die wichtigsten Genuszuweisungsregeln zusammen, die Petersen in seiner Dissertation von 2009 herausgearbeitet hat. Im Kapitel zu den Zahlwörtern findet sich außer den Kardinalia und den Ordnungszahlen auch Nützliches zu u.a. Temperaturangaben, mathematischen Ausdrücken (inkl. Quadratwurzel), Brüchen und Zeitangaben. Hervorzuheben ist die Behandlung von Ortsnamen, da hier die richtige Präposition für Phrasen wie „in X“ mitgeliefert wird (z. B. *í Tórshavn, á Velbastaður, við Gjógv*, S. 52). Mit den Kapiteln zur Wortbildung und zu den Interjektionen erhält man wich-



tige Informationen zu Bereichen, die in den meisten Grammatiken zu kurz kommen. Bei den Interjektionen wären jedoch Angaben zu Verwendungsbedingungen und/oder kurze Kontexte hilfreicher gewesen als die englischen Übersetzungen – die Grammatik richtet sich ja nicht nur an Muttersprachler des Englischen. Überhaupt ist die Grammatik vielfach auf den Vergleich mit dem Englischen abgestimmt wie z. B. die Angabe zur Pseudokoordination (*Eg standi og hugsí*) für die engl. *-ing*-Form (S. 131 f.). Pragmatisches wird nicht behandelt, so dass man Grußformeln u. Ä. dem Lehrbuch entnehmen muss.

Auch der Grammatik merkt man die Spannung zwischen konzeptioneller Schriftlichkeit und Alltagsmündlichkeit an. Manchmal wenden sich die Autoren sogar gegen Angaben des Standardwerks *Føroysk orðabók* von 1998 (z. B. S. 42 f. zur Deklination von *mýri/mýra*). Mit einem Augenzwinkern stellt man fest, dass sich der durch eine konservative Sprachpolitik teilweise restituierte Genitiv durchaus auch als dänische Entlehnung ansehen lässt (S. 27), wodurch Konstruktionen wie *bátturin hjá manninum* möglicherweise „echteres“ Färöisch wären als *mansins báttur* (vgl. dän. *mandens båd*). Bei vielen Paradigmen werden mündliche und schriftliche Formen einander gegenübergestellt. So erfährt man u. a., dass *gás* nicht nur den Plural *gæs* hat, sondern im Mündlichen auch *gásir* (S. 42). Und in den Listen mit trennbaren und untrennbaren Verben finden sich viele gesprochensprachliche Danizismen (wie etwa *avgeva*, *innfría*, S. 175 ff.), die die gängigen Wörterbücher (samt Petersens eigenem *Donsk-føroysk orðabók* von 1995) verschweigen. In sprachpolitischer Hinsicht positionieren sich die Autoren damit selbstbewusst.

Die Grammatik ist insgesamt sehr übersichtlich gestaltet mit Paradigmen, die sich auf den ersten Blick erschließen (auf S. 160 fehlt jedoch im Paradigma das Supinum *blivið*). Die Erklärungen der grammatischen Phänomene sind knapp und gut verständlich. Am Ende des Buches findet sich ein Glossar mit den wichtigsten grammatischen Begriffen. Etwas ungünstig ist jedoch, dass das Paradigma der Demonstrativpronomina für den mündlichen Gebrauch im Lehrbuch (S. 167), das für den schriftlichen Gebrauch hingegen in der Grammatik (S. 117) steht. Um die jeweils stilistisch markierten sondermündlichen/schriftlichen Formen zu erkennen, muss man hier die entsprechenden Differenzmengen selber herausarbeiten.

Aus *Faroese. An Overview and Reference Grammar* (2004: 152 f.) übernehmen die Autoren die Überlegung, ob nicht *fyrí* in *Hvat fyrí bók er henda?* einer nominativregierenden Präposition gleichkommt (S. 188). Hier ist jedoch einzuwenden, dass *bók* den Nominativ als Subjektsprädikativ erhält. In ähnlicher Weise erhält *einum persóni* den Dativ von der gestrandeten Präposition *eftir* in *Hvat fyrí einum<sub>Dat.</sub> persóni<sub>Dat.</sub> leita tit eftir?* (vgl. dt. *Nach was für einer Person sucht ihr?*). Die Kollokation *hvat fyrí* hat keine Rektion.

Mit Blick auf die Aussprache ist das Lehrwerk sehr sparsam mit Angaben. Zu Recht geht man davon aus, dass durch Nachahmung der CD-Texte mehr zu erreichen ist als durch phonetische Ausführungen. Es finden sich aber auch spezielle Hörübungen zur unterschiedlichen Realisation von z. B. <ó> in *dóttir*, *bjóða*, *rógva*. Und wenn die Betonung nicht auf der ersten Silbe liegt, wird sie in den Wortlisten durch Unterstreichung des betonten Vokals angegeben (z. B. *betala*, *romantiskur*).

Die wenigen Ausführungen zur Aussprache sind nicht durchgehend befriedigend. Das fängt schon beim Alphabet an, wo <a> und <æ> auf der CD (Spur 4) unterschiedlich gesprochen werden, während sie in der Grammatik (S. 285) den gleichen Lautwert haben. Bei den Ausführungen in Kap. 14 der Grammatik werden die Phonemklammer /.../ und die Phonetikklammer [...] ohne erkennbares System nebeneinander verwendet. Während die unaspirierten Plosive in den beiden Tabellen auf S. 180 und 182 als /b̥, d̥, ɡ̥/ erscheinen, werden in den Einzelworttranskriptionen /b, d, ɡ/ (nicht /g/) verwendet. Die Aussprache von lang realisiertem ó wird uneinheitlich notiert: *stórirur* [ɛu:] (S. 276), Buchstabe ó [œu:] (S. 285), auf der CD wird vielfach auch [ou:] verwendet – was fehlt, sind kurze Angaben zur Dialektgeographie. Die Silbenbalance mit der Distribution konsonantischer Quantität wird weder diskutiert noch in den Transkriptionen sichtbar gemacht. Verwirrend ist ebenso, dass die Affrikaten mal als [tʃ, dʒ] (und nicht [dʒ]), mal als [çē, ʝz̥] notiert werden. Vor allem aber trägt dieses Aussprachekapitel nicht die vielen nützlichen Hinweise zusammen, die an anderen Stellen im Lehrwerk stehen, wie z. B. die zur Aussprache von *-aður* (Grammatik, S. 166) oder den Verweis auf die irreguläre Aussprache von *ið* (Lehrbuch, S. 42).

Insgesamt liegt mit den beiden Bänden und der CD ein sehr gut konzipiertes und attraktiv dargebotenes Lehrwerk vor, das auch Fortgeschrittenen empfohlen werden kann. Die Grammatik ist sicherlich auch für den färöischen Muttersprachenunterricht bestens geeignet.

Als das Färöische mit der Veröffentlichung von vier Zaubersprüchen 1846 seine historisierende Schreibung erhielt, war dies keineswegs das Ergebnis einer auf den Färöern geführten sprachpolitischen Debatte. Eine solche kam erst ab Ende der 1880er Jahre richtig in Gang. Mit *Tað ið føroyskt málstrev byrjaði* hat Tummas Lenvig gut 60 repräsentative Zeitungsartikel zu dieser Thematik aus den Jahren 1888–1900 zusammengetragen. Die 1889–1899 geführte Auseinandersetzung um einen Vorschlag von Jakob Jakobsen zur Reform der Orthographie hat Lenvig jedoch – bis auf den auf dem Buchdeckel abgebildeten Artikel – gänzlich ausgeklammert.

Die Artikel entstammen *Dimmalætting* (etwa die Hälfte), *Føroyatíðindi* (der ersten färöischsprachigen Zeitschrift) und *Færøsk Kirketidende* und kreisen vielfach um Fragen zum Stellenwert des Färöischen, vor al-

lem als Schul-, Religions- und Rechtssprache. Die Bedeutung dieser Fragen erkennt man daran, dass Färöisch erst 1938 neben dem Dänischen als gleichberechtigte Schulsprache und ein Jahr später als Gottesdienstsprache zugelassen wurde. Solche kulturhistorischen Daten vermisst man in *Tað ið føroyskt málstrev byrjaði* leider. Desgleichen finden sich keine Nachweise von Zitaten in den Artikeln (wie etwa zu ”røra hjartastreingir” (S. 150) aus Friðrikur Petersens Gedicht *Føroyska málið*) oder auch Kurzbiographien der Autoren. Vieles davon wird man nicht mehr zur Allgemeinbildung der Färingers selbst zählen dürfen. Die knappe (schon in *Varðin*, Bd. 75, 2008 veröffentlichte) Einleitung widmet sich vor allem der Auflösung einiger Pseudonyme.

Die Artikel aus den (damals) dänischsprachigen Zeitungen *Dimmalætting* und *Færøsk Kirketidende* hat Lenvig ins Färöische übersetzt. Aber auch die färöischen Artikel wurden sprachlich bearbeitet. Summarisch gibt Lenvig an, dass die Orthographie der heutigen Norm angepasst und in einzelnen Fällen auch Wörter, Flexion u. Ä. verändert oder korrigiert worden seien. Dadurch nimmt er jedoch in Kauf, dass die Texte mitunter erheblich an zeittypischer, dialektaler und idiolektischer Authentizität verlieren. Durch dieses Editionsprinzip werden u. a. viele Danizismen beseitigt wie z. B. *aldrig* → *aldrin* (u. a. 168), *samling* → *savn* (186), *er ikki tvívismál um* → *er eingin ivingur um* (187). Diese Vorgehensweise führt insbesondere auch dazu, dass dem streitbaren Nationalisten Jóannes Patursson (der sich 1890 noch danisierend *Padursson* schrieb, was Lenvigs Anpassung ebenfalls zum Opfer fällt) und den Redakteuren der Zeitschriften nachträglich ein gepflegtes „Akademiefäröisch“ entsprechend der heutigen Norm untergeschoben wird wie z. B.: mündliches *hettar* → *hetta* (u. a. 113), danisierendes *hava vist lagt merki til* → *hava vist lagt til merkis* (188), *Ánd* → *andi* (186), danisierende Verwechslung von Adverb/Adjektiv *tí betri* → *tí betur* (113), *longri* → *longur* (113), regionales *seinri* → *seinni* (189), *lærara* → *lærarar* (190), heute veraltet islandisierendes *frá kennarinum (lærarinum)* → *frá læraranum* (189), lautgerechtes und ahistorisches *froystingarnar* → *freistingarnar* (176). Damit wird einer von Paturssons politischen Beweggründen verdeckt: die Unzufriedenheit mit dem Zustand des damals zur Verfügung stehenden Schriftfäröisch.

Manchmal sind Lenvigs Veränderungen aber auch unbegründet, da die betroffenen Originalformen noch heute möglich (wenn auch nicht mehr so häufig) sind wie z. B. *einkultum* → *einstøkum* (168), *hjá einum fólkaslag* → *hjá einum fólki* (186). Bei *afturat* → *aftrat* (190) wird eine im Geschriebenen relativ seltene Variante ins Spiel gebracht. Andere Anpassungen sind sinnverändernd wie bei *Tinghússalinum* → *Tinghúsinum* (167). Hierzu gehören auch gelegentliche Änderungen von Absatzeinteilungen, die durchgehende Einebnung von Gesperrem, versehentliche Streichungen von Wörtern und Sätzen (169, 189) sowie einige Tippfehler.

Es ist ein großes Verdienst von Lenvig, die in *Tað ið føyroyskt málstrev byrjaði* gesammelten Texte herausgegeben und dadurch ein wichtiges Kapitel der färöischen Geschichte ins Bewusstsein gerufen zu haben. Für wissenschaftliche Zwecke ist das Buch – außer als Beleg für eine Projektion des Gegenwartsfäröischen in die Vergangenheit – indes kaum geeignet.

Im Jahre 2003 erschien Hjalmar P. Petersens und Páll Isholms Phraseologiewörterbuch *Steinur brestur fyri mannatunga*. Mit *Fátt er betri* von 2009 stellt ihm Isholm eine färöische Sprichwortsammlung mit über 1000 Einträgen zur Seite. Das ist etwa eine Verdopplung im Vergleich zu Hammershaimbs Sammlung von 1852, die in *Fátt er betri* aber unerwähnt bleibt und auch nicht vollständig aufgenommen ist. Die Sprichwörter in *Føyorsk orðabók* (1998) sind ebensowenig vollständig berücksichtigt. Man vermisst eine Auskunft über die Auswahlkriterien.

Isholms Sprichwortsammlung besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil werden die Sprichwörter in Sachgruppen wie „über Wahrheit und Lügen“, „über Frauen“ oder „über Männer“ zusammengefasst. Im zweiten Teil sind die Sprichwörter streng alphabetisch nach dem ersten Wort aufgeführt. Anders als das Phraseologiewörterbuch kommt die Sprichwortsammlung leider ohne eine wissenschaftliche Einleitung aus. Auch hat sich Isholm diesmal gegen Verweise auf analoge Belege anderer Sprachen entschieden. *Fátt er betri* bietet jedoch eine gute Grundlage nicht nur für den fortgeschrittenen Fremdsprachenerwerb, sondern auch für Studien zu einem perspektivenreichen Thema: *Eggið lærir hønuna at verpa*.

Greifswald

CHRISTER LINDQVIST  
(lindqvis@uni-greifswald.de)

HELEN SCHMIDL: *Från vildmark till grön ängel*. Receptionsanalyser av läsning i åttonde klass. Stockholm: Makadam Förlag, 2008. 376 S.

Att forska i litteraturdidaktik är viktigt. Vi nås av larmrapporter om att bokläsningen minskar och att ungdomar inte är intresserade av litteratur. Under senare år har en mängd böcker som diskuterar litteraturläsning dykt upp: *Why literature matters in the 21st century*, *Why read? Why reading in school still matters* samt den svenska *Varför läsa litteratur?* Undervisning i litteratur på högskolan har kritiserats starkt för att man där främst uppmuntrar personliga och distanserade hållningar till litteratur. Vilka är då alternativen och hur ser det ut i skolan?

Idag börjar en bild av litteraturundervisning i skolan växa fram. Fler-talet forskare undersöker dock gymnasieskolan och betydligt färre elevers läsning i yngre åldrar. Därför känns Helen Schmidls avhandling angelä-

gen. Hon har genomfört en mycket ambitiös empirisk undersökning av läsning på grundskolans högstadium. Arbetet med litteratur i inte mindre än fyra klasser på fyra olika skolor står i centrum. Schmidl har två syften. Först och främst vill hon följa manliga och kvinnliga elevers vägar genom litterära texter och anlägga ett genusperspektiv på läsningen. Därefter vill hon undersöka i vilken utsträckning elevers privata läserfarenheter och litterära kunskapsnivåer får plats i undervisningen. Det är viktiga mål men möjligen något breda och omfattande. Ambitionerna är stora.

Det innebär att metoderna blir avgörande. Hur genomför hon då projektet? Den övergripande idén är att fastställa ett antal faktorer av betydelse vid elevernas läsning. Schmidl vill alltså beskriva både generella, institutionella och mer individuella faktorer. Hon redogör för läsvanor generellt, för forskning kring läsprocesser och för uttalanden om skönlitteratur och genus i skolans styrdokument.

Därpå närmar hon sig sina fyra skolor och läskulturerna i klassrummen. Här bygger hon bland annat på intervjuer med lärarna. Vi får en bild av klassens läsvanor genom en beskrivning av pojkmarnas respektive flickornas läsning, den lästa boken presenteras och diskussionen kring den redovisas dels som samtal, dels i läsloggar. Slutligen får vi en närbild av två elevers läsning i varje klass. Som sammanfattning i bokens avslutning följer en jämförande diskussion kring elevernas litterära kunskapsnivå, deras reception, läskulturer i klasserna och Schmidls didaktiska slutsatser.

Schmidl har alltså samlat ett imponerande stort och intressant material, som har transkriberats i sin helhet. Detta är i sig självt en bedrift. Hennes ambitioner visar sig också i metoderna: hon belyser sin grundläggande genusaspekt genom att sammanställa drag i manliga och kvinnliga elevers läsning och intervjua en av vardera könet i varje klass. Vidare får eleverna i två klasser läsa en roman skriven av en kvinna och med kvinnlig huvudperson och eleverna i de två andra klasserna läsa en roman skriven av en man med manlig huvudperson. Totalt får hon fyra mycket olika romaner att laborera med, den samtidsrealistiska *Hjärtans fröjd* av Per Nilsson från 1992, äventyrsberättelsen *Skriet från vildmarken* av Jack London från 1903, den samtidsrealistiska *Ängel i grön klänning* av Anita Eklund Lykull från 1997 samt fantasyromanen *Vild magi* av Tamora Pierce från 1992.

Inte nog med att läsningen av romanerna har intrikata genusaspekter utan Schmidl laborerar dessutom med fyra olika läsforskares modeller för läsprocessen. Så kopplas *Hjärtans fröjd* samman med Judith Langer, *Skriet från vildmarken* med Jack Thomson, *Ängel i grön klänning* med Kathleen McCormick och *Vild magi* med Joseph Appleyard. Dessa fyra forskare presenteras kortfattat inledningsvis men det blir inte tydligt varför just de valts och varför de placerats ihop med tolkningen av samtalen kring respektive roman. Det är rentav så att Appleyard, vars modell om-

fattar fem faser i läsutvecklingen, tillämpas på en bok som bara tillåter eleverna att nå hans första mest oreflekterade nivå. Därmed kan Schmidl visserligen visa att Appleyard otillräckligt beaktar vilka litterära texter som läses men man undrar vad han då tillför hennes egen undersökning. Ett par svenska forskare, Lars-Göran Malmgren och Gunilla Molloy, får jämförelsevis lika stort utrymme som de fyra andra varför det varit en fördel om också de presenterats och begrepp inte bara övertagits.

Slutligen har Schmidl placerat Louise Rosenblatt, Wolfgang Iser och (den tidige) Jonathan Culler som receptionsteoretiska ankare i bakgrunden. Hon använder dem inte särskilt mycket, inte ens så att hon belyser sambandet mellan Langer och Rosenblatt eller Appleyard och Iser, men påpekar att hon tycker att Rosenblatts emotionella läspraxis kompletteras av Cullers mera kognitivt inriktade kompetensbegrepp. Hon är dock så kortfattad att teoretikerna knappast kan sägas sättas i spel eller ens jämföras och terminologin blir ibland något vag.

Det räcker inte med detta teoretiska uppåd. Schmidl är mycket väl beläst inom det område hon behandlar. Noterna i boken ger en bild av att hon har läst mycket av i synnerhet svenskt material kring läsprocess och ungdomars läsning. Det betyder att läsaren också får många lästips här. Men allting har en baksida. Ibland finns bara en hänvisning till olika diskussioner i noterna och ibland är de jämförelser hon gör i brödtexten främst av illustrativ karaktär. Avhandlingens fokus skulle möjligen ha skärpts om antalet referenser reducerats. Då skulle utrymme ha funnits för att utförligare diskutera enskildheter. Detta är en viktig punkt, eftersom jag har en känsla av att det är vanligt att avhandlingsförfattare med litteraturdidaktisk inriktning sällan vågar dröja riktigt länge i sitt empiriska material, som ändå är deras viktigaste bidrag till forskarsamhället. Att redovisa alla läsefrukter kan bli något av ett mål i sig.

Avhandlingens styrka ligger i det sammanställda empiriska materialet. Dock skulle jag önskat att Schmidl tydligare belyst sin egen roll i sammanhanget. Den förefaller nämligen stor. Det var Schmidl som valde vilka böcker klasserna skulle läsa och hon som satte samman frågorna i läsloggen. En av lärarna utgår i boksamtalen just från denna läslogg. Schmidl säger att hon själv enbart deltagit som observatör i samtalen men det framgår av citaten att hon själv går in och alltså deltar i dem. Dessa boksamtal har hon också diskuterat med lärarna i förväg. Styrande kan det även ha varit att såväl lärarna som eleverna från början kände till studiens syfte. En reflektion kring hennes sammantagna inflytande över läsprocesserna hade varit önskvärd.

En allmän fråga inför detta omfattande material och många perspektiv är varför Schmidl valt att undersöka så många som fyra klasser och på ett så flerskiktat sätt. Vilken skulle skillnaden exempelvis ha blivit om hon använt alla fyra teoretikerna på en enda klass och utifrån en enda bok? Sannolikt skulle hon genom att kontrastera forskarna kunnat inta en mera

självständig position gentemot dem. För läsaren tror jag det hade blivit tydligare vad de fyra forskarna bidrar med och alltså hur valet av teoretiker styr resultaten. Nu blir detta oklart, så mycket mera som Schmidl trots sina föresatser att bara använda en av de fyra teoretikerna i varje klass, ändå hänvisar också till de andra med jämna mellanrum. – Ett alternativ skulle ha varit att använda de fyra klasserna kontrastivt och undersöka exempelvis vilken skillnaden blir mellan klasser som får mycket styrda loggboksfrågor och sådana som får skriva fritt. Avhandlingen hade fått större tyngd om ett resonemang kring studiens design förts.

Ett annat alternativ till de många klasserna, böckerna, grupperna och perspektiven skulle ha varit fördjupning i de viktigaste teoretikerna och inte minst i det empiriska materialet, där jag många gånger önskat att Schmidl skulle dröja kvar och vrida och vända några gånger till på det eleverna säger. Jag föreställer mig att det skulle vara möjligt att använda det empiriska materialet som en provosten i ett teoretiskt rum, där inga sanningar är stabila. I stället kan jag ibland få en känsla av att modellerna tvärtom används som facit, som tryckts ner i ett ibland motspänstigt material.

Att skriva en avhandling är ofta en process som förvandlar sin författare. Jag får en känsla av att Schmidl förändrar sin syn på litteratur och läsning i boken. Under större delen av avhandlingen är hon inriktad mot personliga förhållningssätt. En mängd av de frågor som ställs i klassrummet eller till texterna handlar om elevernas förmåga att identifiera sig med karaktärerna. Man får intrycket att detta är den naturliga och förväntade hållningen. Om eleverna inte går in i denna läsart och reflekterar personligt och offentligt kring böckerna, framställs det som en brist: de förmår inte eller vågar inte.

Mot slutet blir det emellertid allt tydligare att Schmidl är mera intresserad av vad de litterära texterna erbjuder än hur läsarna känner inför dem. Det betyder också att "litterär kompetens" blir alltmer centralt och hon efterlyser redskap för analys och tolkning. Hon noterar att det estetiska i verken tenderar att hamna i skymundan i skolan. Hade denna diskussion mellan det subjektiva och analytiska mer energiskt förts upp till ytan och begreppen definierats skulle Schmidl ha placerat sig mitt i den traditionella receptionsteoretiska debatten.

I det avslutande kapitlet kommer några av de jämförelser mellan Langer, McCormick, Appleyard och Thomson som jag efterlyst. Mest märkligt är kanske att ingen av dem anlägger något genusperspektiv. Ingen av dem noterar egentligen de stora skillnaderna mellan pojkars och flickors läsning både i val av litteratur och genre och i vad de uppfattar som viktigast i en bok. Glädjande nog märks heller inget av den patriarkala litteraturkultur tidigare forskare noterat. Lärarna förefaller också mera medvetna om sina elevers litteraturvanor.

Däremot anar man en kritik mot hur läsundervisningen styrs, eller snarare inte styrs, i avhandlingen. Schmidl konstaterar tidigt att skolans

styrdokument är mycket vaga kring vilken uppgift litteraturläsningen fyller och exakt vad som ska läras ut och hur de uppställda målen ska nås. Därför blir också tillvägagångssätten i klasserna olika och lärarna mycket ensamma i sina beslut. Hon betonar boksamtalens centrala roll och att sättet att leda sådana samtal är avgörande för resultaten. Men hon konstaterar också att eleverna ofta lämnas ensamma i sin läsning, bland annat för att lärarna vill ge utrymme åt elevernas egna subjektiva bokval.

Schmidls bok förmedlar intressanta bilder av vardagen i högstadiets litteraturundervisning. Hon visar att boksamtalen har fått en subjektiv slagsida. Den distanserade och opersonliga hållning som företrädare för ämnet litteraturvetenskap gärna anlägger möter här sin motsats. Schmidl menar att om man i klasserna alltför mycket stannar vid själva läsoplevelsen utvecklas ingen dialog. Hon betonar också elevernas brist på redskap och möjligheter att etablera den kritiska distans till texterna som en analys kräver. På sikt utgör sådana förhållningssätt ett hot mot litteraturundervisningens existens i skolan. Den kombination av närhet och distans till texterna som hon i Örjan Torells efterföljd pläderar för framstår därför som en klok slutreflektion.

Växjö

MARGARETA PETERSSON  
(margareta.petersson@lnu.se)

MARIANNE GROVE DITLEVSEN/PETER KASTBERG/CHRISTIANE ANDERSEN (HRSG.): *Sind Gebrauchsanleitungen zu gebrauchen? Linguistische und kommunikativ-pragmatische Studien zu skandinavischen und deutschen Instruktionstexten.* (Europäische Studien zur Textlinguistik, 6) Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2009. 172 S.

Laut Vorwort „hatten sich die Autorinnen und Autoren gemeinsam zur Aufgabe gestellt, alltägliche Instruktionstexte als komplexe semiotische Gebilde mit multimodalen und multimedialen Eigenschaften genauer zu umreißen und die Grenzen ihrer wissenschaftlichen Beschreibung interdisziplinär abzutasten“ (S. 3). Das Verb „abtasten“ ist offenbar mit Bedacht gewählt, vereint der Band doch Beiträge von sehr unterschiedlichem theoretischen Anspruch, vom beschreibenden Erfahrungsbericht (z. B. Liefländer-Leskinen) bis zur methodologischen Diskussion (z. B. Kastberg). Die Hrsg. haben ihren Band in vier Themenbereiche gegliedert: Teil 1 mit Beiträgen von Markus Nickl und Oddný Sverrisdóttir behandelt eine eher übergeordnete Perspektive der Thematik, Teil 2 mit Peter Kastbergs Beitrag befasst sich mit der Entstehung eines Instruktionstextes, Teil 3 mit den Beiträgen von Christiane Andersen, Jan Engberg und Kåre Solfeld stellt Eigenschaften des Texts in den Mittelpunkt und in Teil 4 schließlich geht es bei Sigmund Kvam und Luise Liefländer-



Leskinen um die Übersetzungssituation. Als Kotau vor der allgegenwärtigen Forderung nach Peer-Review ist wohl die Aussage zu verstehen, alle Beiträge seien „nach einem sorgfältigen Auswahlverfahren seitens der Herausgeber ausgewählt und durchgesehen worden“ (S. 4). Da zwei der Beiträge von den Herausgebern stammen, befremdet diese Aussage etwas. Und durchgesehen in Bezug auf was? Wohl kaum auf Sprachliches, denn es gibt eine ganze Reihe sprachlicher Fehler, von denen viele vermutlich auf das Konto von „Copy-Paste“ gehen (z. B. „ein Nachvollziehen dafür, dass“ S. 28, „die Handlung, über die es anzuleiten gilt“ S. 88, „An das Zusammenwirken [...] interessiert S. 89), andere sind schlichte Tippfehler (z. B. „Vorssetzung“ statt „Voraussetzung“ S. 28, „notwenig“ statt „notwendig“ S. 35, „Beoabchter“ statt „Beobachter“ S. 47, „Muskenhaupt“ statt „Muckenhaupt“ S. 84, „vära“ statt „vara“ S. 98) oder sonstige Versehen (z. B. Fehler bei der alphabetischen Reihenfolge im Literaturverzeichnis S. 66, 84, „Vorteil“ statt „Vorteil-der“ S. 97, fehlende Kurssivierungen der objektsprachlichen Zitate S. 119 f.).

Bei allem Respekt vor der sprachlichen Kompetenz derjenigen Autorinnen und Autoren, die keine Muttersprachler des Deutschen sind, hätte ich mir als Teil des Durchsehens auch ein behutsames Korrigieren an der ein oder anderen Stelle gewünscht, die in ihrer jetzigen Form mehrmaliges Lesen erfordert, zum Beispiel weil die Informationsstruktur durch untypische Stellung der Satzglieder leidet.

Auch an Stellen mit für die Textsorte untypischem Gebrauch des Perfekts, der sich aus der unterschiedlichen Distribution der Tempora im Deutschen und Skandinavischen leicht erklärt, hätte der Lesefluss von behutsamen Eingriffen der Herausgeber profitiert. Schließlich hätte ich mir bei Planung und Endredaktion des Bandes etwas mehr Umsicht gewünscht. So fehlt das im Inhaltsverzeichnis für Seite 167 angekündigte Autorenverzeichnis. Auf den Index (S. 165–166) in seiner jetzigen Form hätte man besser verzichtet. Allein die Tatsache, dass er zu jedem Stichwort nur eine einzige Belegstelle enthält, zeigt, dass man hier weder thematische Schwerpunkte noch thematische Verwandtschaften der Artikel herauslesen kann. Begriffe wie *Code*, *Funktion*, *Innovation*, *Lebenszyklus*, *Ontogenese* oder *Projektorganisation*, die in ihrer gängigen Bedeutung im Text benutzt werden, sind aufgeführt, ohne dass sie auf einen besonderen thematischen Schwerpunkt hinweisen. Und wem nutzt in diesem Kontext der isländische Firmennamen *Bræðurnir Ormsson* als Stichwort, oder warum ist das isländische Wort *mið* ‚Fischgrund‘ einen Eintrag wert, wo es doch mit der Thematik des Bandes keine Verbindung aufweist und man in einem Band über Gebrauchsanleitungen wohl kaum nach diesem Wort im Index suchen wird? Und wenn man dem ein oder anderen Stichwort folgt, um gezielt zu lesen, so findet man auf der entsprechenden Seite kaum mehr als eine Überschrift, die den Begriff enthält, oder einen einzelnen Satz, in dem das Stichwort vorkommt. Hilfreicher und informati-

ver wäre hier eine Schlagwortliste zu jedem Aufsatz oder eine vorangestellte Zusammenfassung. Ein (englisches) „Abstract“ gibt es jedoch nur bei dem Beitrag von Kastberg.

Der Beitrag von Markus Nickl, „Die Zukunft der Anleitungstexte“ (S. 8–28), der keine skandinavischen Bezüge aufweist, beschäftigt sich mit der Entwicklung des Instruktionstextes aus der Sicht eines Unternehmens, das multimediale Texte produziert. Ausgehend von dem Gedanken, dass Innovation für Unternehmen überlebensnotwendig ist, werden auch in der Textproduktion Innovationsstrategien immer wichtiger. So stellt Nickl hier das Konzept eines ‚Textraums‘ vor, aus dem der endgültige Text erst beim Lesen entsteht, u. a. auch durch Veränderung von Größe und Schriftbild im Sinne eines barrierefreien Zugangs zum Netz. Er vergleicht die Entwicklung des Textens in diesem Rahmen mit der industriellen Revolution und spricht von „industrieller Textfertigung“ (d. h. Automatisierung, Prozess-Orientierung, Standardisierung und Modularisierung), die sich im Bereich Instruktion und Hilfestellung als „kreativitätsreduzierte“ Schreibform durchsetze, während in den Bereichen Marketing, interne Kommunikation und Kundenbetreuung wohl weiterhin mit „Handarbeit“ zu rechnen sei. Aus dem Beitrag wird deutlich, dass in diesem Bereich des Textens in der Wirtschaft eine Zukunft für Linguisten liegen kann, da diese Prozesse auch einer entsprechenden Forschung bedürfen.

Oddný Sverrisdóttir beleuchtet in „Wenn es ‚keine‘ Gebrauchsanleitungen gibt... Kulturelle Faktoren der Textproduktion und -rezeption im Isländischen“ (S. 29–37) die externen Faktoren der Entstehung instruktiver Texte im Isländischen. Dass Instruktionstexte überhaupt übersetzt werden, ist eine junge Erscheinung in Island, wo die Wissensvermittlung bei technischen Produkten weitgehend über mündliche Kanäle laufe. Oddný Sverrisdóttir sieht das als Folge der kleinen Sprachgemeinschaft mit ihrer stark mündlich geprägten Tradition. Probleme mit Geräten, die etwa auf mangelnde Kenntnis von Wohnungshinweisen zurückgehen, werden in der Regel durch Kundendienste beseitigt. Dass dies nicht nur eine Vermutung ist, bestätigt sich dadurch, dass bei einer Firma, die Waschmaschinen mit Bedienfeldern und Bedienungsanleitungen in isländischer Sprache anbietet, die Kundendienstesätze seither deutlich zurückgegangen sind. Inzwischen gibt es Anbieter, die mit der Bereitstellung isländischer Bedienungsanleitungen für Waschmaschinen werben und sich einen Wettbewerbsvorteil sichern. Für mich ergibt sich daraus auch die spannende Frage, welchen Einfluss die Textsortenkonventionen der Ausgangstexte für die Entwicklung der Textsorte Gebrauchsanleitung in Island haben werden (vgl. zu diesem Gedankengang auch die Überlegungen zur Invarianz in dem Beitrag von Kvam). Der Beitrag von Oddný Sverrisdóttir lässt ein Forschungsdesiderat deutlich werden: Die isländische Sprachwissenschaft hat offenbar Texten und Textstrukturen, ins-

besondere Gebrauchstexten, bisher so gut wie keine Beachtung geschenkt.

Peter Kastberg möchte in seinem Beitrag „Zur Ontogenese einer Instruktion. Erarbeitung eines Methodengerüsts und erste Erfahrungen“ (S. 38–68) untersuchen, wie instruktive Texte in der Praxis entstehen; ihn interessiert in erster Linie der Erstellungsprozess, nicht das Produkt. Dazu beobachtet er die Ersttextproduktion einer (dänischen) Bedienungsanleitung in der Praxis mit dem Ziel, ein ethnographisch fundiertes Methodengerüst zu entwickeln, das sich an Geerts' Konzept der ‚thick description‘ orientiert. Mit seinem Beitrag möchte er zeigen, „dass eine ethnographisch orientierte Studie zur Analyse der Textproduktion zu neuen Einsichten beitragen kann“ (S. 46). Zwar enthält der Beitrag keine spezifischen Erkenntnisse zum Dänischen, jedoch ist er auch für Skandinavisten methodisch interessant. Er ermöglicht einen Einblick in die Arbeitsabläufe der Textproduktion in einem Betrieb und trägt zum besseren Verständnis der realen Bedingungen bei, in denen Gebrauchsanleitungen entstehen. Er zeigt, wie wichtig es ist zu beobachten, was in diesem Prozess passiert, was wann passiert, und zu analysieren, wieso was wann passiert.

Christiane Andersen verfolgt in ihrem Beitrag „Instruktion und Multimedialität. Dekodierungsprozesse zwischen verbalem und visuellem Text in deutschen und schwedischen Gebrauchsanweisungen“ (S. 69–85) einen kultursemiotischen Ansatz. Da der visuelle Teil für die Textfunktion einer Gebrauchsanleitung konstitutiv ist, plädiert sie für eine komplexe Beschreibung von Gebrauchsanweisungen, in der die multimedialen Eigenschaften nicht vernachlässigt werden. Das bedeutet, dass auch die Geräte selbst als ‚Text‘ aufzufassen sind. Sie untersucht am Beispiel einer Gebrauchsanleitung für einen Toaster und einen Backofen, wie Abbildung des Geräts und Instruktionstext aufeinander bezogen sind, wobei sie den Text der Gebrauchsanweisung als Bindeglied zwischen Instruktion und Gerät versteht. Weiterhin beschreibt sie die Richtung der Bild-Text-Verknüpfungen sowie die Einbindung von Symbolen und Ikonen in den Text, die abhängig von der jeweiligen Sprache unterschiedlich realisiert werden.

Jan Engberg vergleicht in seinen methodisch interessanten Beitrag „Inhaltsvergleich von Gebrauchsanleitungen über Sprachgrenzen hinweg“ (S. 86–105) einen informativen Teiltex in der dänischen, deutschen und schwedischen Version einer Bedienungsanleitung für einen Warmluftbackofen in Hinblick darauf, ob die Nutzer in der jeweiligen Sprache nach der Lektüre über dasselbe Wissen verfügen. Um dieses Wissen sichtbar zu machen, greift er auf das Konzept der semantischen Netze zurück, die es ermöglichen, die Inhaltselemente eines Textes und ihre Beziehung untereinander darzustellen. Nicht alle ermittelten Unterschiede in den Sprachversionen sind mit unterschiedlichen Wissensrepräsentationen gleichzusetzen. Einige sind strukturell bedingt, z. B. nominalisierte Formulierungen im Deutschen und verbale Formulierungen im Skandinavi-

schen, andere betreffen lediglich den Explizitheitsgrad an der sprachlichen Oberfläche. Zumindest in einem Fall wird in der dänischen Sprachversionen ein von den anderen Versionen abweichender Inhalt kommuniziert, der nur mit Rückgriff auf das Weltwissen in der mentalen Repräsentation korrigiert werden kann. Engberg versteht seinen Beitrag als Fallstudie zur Hypothesenbildung über mentale Repräsentationen, die dann gezielt mit anderen Verfahren, zum Beispiel durch Protokolle des ‚Lauten Denkens‘, genauer erfasst werden können.

Ausgehend von Erkenntnissen über unterschiedliche syntaktische Präferenzen im Deutschen und Norwegischen (aus dem Projekt „Språk i kontrast“ an der Universität Oslo) untersucht Kåre Solfjeld in „Informationsstrukturierung in Instruktionstexten. Ein Vergleich zwischen deutschen und norwegischen Gebrauchsanleitungen“ (S. 106–126) an acht Paralleltexten, die teils eine englische Vorlage haben, ob sich die Präferenz für parataktische Strukturen im Norwegischen auch hier beobachten lässt und inwieweit Informationen dadurch weniger klar gewichtet erscheinen als im Deutschen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass auch in den untersuchten norwegischen Instruktionstexten die aus anderen Sachtexten bekannte stärker parataktische Struktur zu beobachten ist. Diese Übersetzungsstrategie zur Auflösung komplexer Strukturen kann im Falle der Gebrauchsanleitungen zu Missverständnissen führen, weil Satzsequenzen gleichzeitiger Handlungsschritte, die im Deutschen z. B. durch den Konnektor *dabei* ausgedrückt sind, als mehrere, aufeinander folgende Teile einer Handlungssequenz interpretiert werden können. Eine andere Strategie mit komplexen Strukturen umzugehen, beobachtet Solfjeld bei erweiterten Attributen im Deutschen, die die Informationsdichte im Satz erhöhen. In erweiterten Attributen explizit enthaltene Informationen sind in den norwegischen Übersetzungsäquivalenten nur implizit vorhanden. Diese Kontraste der deutschen und norwegischen Fassungen finden sich interessanterweise unabhängig davon, ob Deutsch oder Englisch Ausgangssprache der Vorlage war.

Welche Rolle die Rahmenbedingungen für die Analyse von Übersetzungen spielen, wird an Sigmund Kvams Beitrag „Zur Rolle der Invarianz bei der Evaluation von funktionskonstanten Übersetzungen“ (S. 127–149) deutlich. Die Gebrauchsanleitung einer Kaffeemaschine, die er untersucht, lag als englischer Ausgangstext vor, im Übersetzungsauftrag machte der Hersteller Braun dezidierte Vorgaben für die Gestaltung des Zieltextes. Der Hersteller verlangte einen an der Oberfläche des Ausgangstextes orientierten ‚wortgetreuen‘ Zieltext, der zwar die grammatisch-stilistischen Regeln der Zielsprache einhalten solle, aber keine Angleichungen an die Textsortenkonventionen der Zielsprache erlaubte. Damit ist die Übersetzung nicht eindeutig in den gängigen Typologien einzuordnen, denn sie ist als Ganzes weder rein instrumentell/funktionskonstant, noch rein dokumentarisch/philologisch, weder eindeutig *overt* noch *covert*, da die übergeordnete Textstruktur nicht der Zielsprache an-

gepasst, sondern vom Ausgangstext kopiert wird. Für eine differenzierte Beschreibung greift Kvam deshalb auf das Konzept der Invarianz zurück, um dieses komplexe Verhältnis zwischen Ausgangstext und Zieltext zu beschreiben. Invarianz ist im konkreten Fall in Bezug auf Makrostruktur, Denotation und Handlungsstruktur verlangt, in allen anderen Bereichen soll der Text zielsprachenkonform formuliert werden. Der Vergleich der Textversionen zeigt, dass die Forderung nach übergeordneter Invarianz auf der syntaktischen und textuellen Ebene zu Interferenzen führt, auch hier werden – häufiger im norwegischen Text – Strukturen der Ausgangssprache kopiert, d. h. es wird nicht variant übersetzt. Kvam sieht als Konsequenz, dass invariant übersetzte Texte den allmählichen Wandel nationalsprachlicher Textsortenkonventionen bis hin zum Domänenverlust zur Folge haben könnten, ein nicht nur aus übersetzungswissenschaftlicher Perspektive interessanter Gedankengang.

Nirgends findet sich ein Hinweis darauf, dass der Beitrag von Luise Liefländer-Leskinen „Zur Übersetzung von finnischen Sicherheitsvorschriften ins Deutsche. Ein Erfahrungsbericht“ (S. 150–164) bis auf den Titel und ganz wenige Details identisch ist mit dem Beitrag „Finnische Sicherheitsvorschriften auf Deutsch. Skoposrelevante Evaluation und adressatenspezifische Transformation“ (in: Kommunikation in Bewegung. Multimodaler und multilingualer Wissenstransfer in der Experten-Laien-Kommunikation. Festschrift für Annely Rothkegel. Hrsg. Claudia Villiger/ Gerzymisch-Arbogast, Heidrun. Frankfurt [usw.]: Lang 2007, 119–127). Liefländer-Leskinen schildert eine Unterrichtseinheit, in der Studierende der Übersetzungswissenschaft an der Universität Joensuu/Savonlinna lernen sollten, aus einem umfangreichen Werk zu finnischen Sicherheitsbestimmungen die relevanten Teile zu ermitteln und adressatenspezifisch zu übersetzen, so dass die auszugsweise Übersetzung anschließend von deutschen Gaststudierenden im Bereich Technisches Werken genutzt werden konnte. Es werden einzelne Übersetzungsentscheidungen thematisiert und dann durch Gegenüberstellung des finnischen Ausgangstextes und der deutschen Übersetzung illustriert.

Es fällt schwer, bei diesem sehr heterogenen Band ein einheitliches Fazit zu ziehen. Da die Beiträge nicht aufeinander bezogen sind, stellt er eine eher zufällige Sammlung dar, die alleine dadurch zusammengehalten wird, dass alle Texte in der einen oder anderen Form Bedienungsanleitungen thematisieren. Die Frage, die der Titel des Bandes suggeriert, nämlich ob Gebrauchsanweisungen „zu gebrauchen“, also adressatenorientiert oder nutzerfreundlich sind, bleibt offen. Es ist wohl wie auch bei Bedienungsanleitungen und Gebrauchsanweisungen generell: Der Ertrag der Lektüre hängt weitgehend davon ab, was man als Vorwissen mitbringt.

Sønderborg

MARIA BONNER  
(mb@sitkom.sdu.dk)

ANGELA PUDE: *Vi snakkes Ved!* Der Dänischkurs. Ismaning: Hueber Verlag, 2007. 240 S.

*Vi snakkes ved!* ist ein Dänischlehrwerk für Lernende ohne Vorkenntnisse, das an der Universität in Kiel zeitweise für den Anfängerunterricht verwendet wurde. Es umfasst ein Kursbuch, eine begleitende Audio-CD, ein Arbeitsbuch inklusive Audio-CD und ein Lehrerhandbuch für die Lehrenden.

*Vi snakkes ved!* ist eines der modernsten und kommunikativsten Lehrwerke für die dänische Sprache. Auf etwa 70 Doppelstunden ausgelegt, deckt es die Niveaustufen A1 und A2 des Europäischen Referenzrahmens ab. In 20 thematisch konzipierten Lektionen werden die Lernenden auf die wichtigsten Alltagssituationen vorbereitet. Darüber hinaus verfügt das Kursbuch über 4 Zusatzlektionen zu verschiedenen Kulturthemen, wie zum Beispiel weihnachtliche Traditionen in Dänemark. Ein übersichtliches Verweissystem zwischen Kurs- und Arbeitsbuch erleichtert die Handhabung für sowohl Lernende als auch Lehrende.

Neben einem aufwendigen Layout, das das Lernen mit vielen Bildern und Grafiken zu einer kurzweiligen Angelegenheit macht, ist die lebendige und aktuelle Alltagssprache für den Lernenden sehr ansprechend.

Dem Unterricht in einer Gruppe kommen die vielen handlungsorientierten Aufgaben zu Gute. Einerseits bleibt der Unterricht abwechslungsreich, andererseits führen die vielen Redeanlässe dazu, dass es dem Lernenden von Beginn an erleichtert wird, eventuelle Sprachhemmungen zu überwinden.

Jede Lektion des Kursbuches erstreckt sich über drei Doppelseiten mit jeweils thematischen Schwerpunkten, die von Begrüßungssituationen über die Einrichtung der eigenen Wohnung bis zu Literatur am Beispiel von H.C. Andersen reicht. Auf der Einstiegsseite werden die Lernziele der folgenden Lektion fixiert. Durch einfache Übungen, die allein oder in Partnerarbeit zu lösen sind, wird der Lernende an das Thema herangeführt. Auf den folgenden Seiten werden die Inhalte der Lektion durch handlungsorientierte Aufgaben wie Höreinheiten, Partner- und Gruppenarbeit vertieft, die den Lernenden dabei helfen, ihren Wortschatz auszubauen und zu festigen.

Auf jeder siebten Seite einer Lektion erfährt der Lernende in der Rubrik *Værd at læse* etwas Wissenswertes über die dänische Kultur. Mittels eines Textes, dessen Progression sich, ebenso wie das gesamte Kursbuch, nach jeder Lektion steigert, wird somit nicht nur Kultur vermittelt, sondern gleichzeitig die Möglichkeit geboten, erste Texte zu lesen und zu verstehen.

Auf der letzten Seite einer jeden Lektion findet sich eine Übersicht über die wichtigsten Redemittel und Grammatikthemen der vorangegangenen Lektion. Eine Lernzielkontrolle schließt die Lektion ab.

Auf jede vierte Lektion folgt ein Spiel, das nicht nur dazu dienen soll, den Unterricht aufzulockern, sondern auch die Lernziele der letzten vier Lektionen zu wiederholen. So wird dem Lernenden erneut die Möglichkeit zur Selbstkontrolle geboten.

Das Arbeitsbuch, das fast ausschließlich in Heimarbeit zu verwenden ist, ist thematisch dem Kursbuch angepasst. Zu Beginn jeder Lektion werden die grammatischen Inhalte erläutert und auf kulturelle Gegebenheiten und Unterschiede hingewiesen. Anschließend bieten verschiedenste Aufgaben eine vertiefende Auseinandersetzung mit den Themen der jeweiligen Lektion. Ein Lösungsschlüssel am Ende des Arbeitsbuches fördert die Lernerautonomie, da nicht jede Aufgabe im Unterricht besprochen werden kann.

Auf der letzten Seite jeder Lektion befinden sich Lerntipps und –strategien sowie Ausspracheübungen.

Wie im Kursbuch findet sich auch im Arbeitsbuch nach jeder vierten Lektion eine Übung, die die Inhalte der letzten vier Lektionen behandelt. Anhand eines Selbsttests kann der Lernende eigenständig seinen Lernfortschritt überprüfen.

Nachdem in den Sprachkursen der Universität einige Semester mit diesem Lehrwerk gearbeitet wurde, stellten sich einige Aspekte als unzureichend heraus. So ist es bspw. Unersichtlich, aus welchem Grund die Adjektive erst in Lektion 9 eingeführt werden, obwohl sie schon in früheren Lektionen auftreten. Des Weiteren sind die Vertiefungsaufgaben zu wichtigen grammatischen Themen nicht ausreichend, und die Übungen im Arbeitsbuch mussten um Aufgaben aus anderen Lehrbüchern von den Lehrenden selbstständig ergänzt werden. Im Unterschied zu früheren Lehrwerken ist *Vi snakkes ved!* mit insgesamt zirka 40 Euro im höheren Preissegment angesiedelt. Darüber hinaus ist die Audio-CD zum Kursbuch nicht inbegriffen. Führt man sich aber vor Augen, dass das Lehrwerk sowohl in Dänisch I als auch in Dänisch II verwendet wird (somit für 2 Semester!), ist der Preis zu rechtfertigen. Insbesondere da das Kursbuch eine ausführliche Wortliste enthält, die den Kauf eines ebenfalls teuren Wörterbuchs für die Anfängerkurse nicht notwendig macht.

Für Einzelpersonen ist das Lehrwerk vermutlich eher ungeeignet, da die allermeisten Aufgaben auf Partner- und Gruppenarbeit ausgerichtet sind und die Stärke desselben darin liegt, außerordentlichen Wert auf kommunikative Aufgaben zu legen.

Für den Unterricht an Universitäten, Volkshochschulen und überall dort wo Gruppenunterricht angeboten wird, ist das Lehrwerk jedoch absolut empfehlenswert.

Kiel

KERSTIN HANSEN  
(kerstinhansen@hotmail.de)